

017

Bibliothek  
Techn. Hochschule, E.

# Wohlfürsorge monats- hefte



BLÄTTER FÜR NATIONALSOZIALISTISCHE  
KULTUR DES DEUTSCHEN SÜDOSTENS

Juni 1936

# Schlesische Monatshefte

Begründet von Dr. Ernst Boehlich

Blätter für nationalsozialistische Kultur des deutschen Südostens

13. Jahrgang

Nummer 6

---

## Inhalt des Juniheftes:

Will Heibert: Grenzberge im Osten / Gedicht

\* \* \*: Tschechische Behörden gegen Sudetendeutsches Volk

Hermann Hubert: Onse braunsche Saaint

Reg. - Rat Schulte: Schulbauten im schlesischen Grenzland

Dr. des. Günter Otto: Bäuerliche Weltanschauung in der schlesischen  
Volkslage

Prof. Dr. Volko Freiherr v. Richthofen: Die russische Vor-  
geschichtsforschung unter dem bolschewistischen Joch

Josef Mosler: Betrachtung über oberschlesische Romane

Dr. Scholz: Prof. Dr. Hans Zuchhold zum 60. Geburtstag

Alexander Kirchner: Zum 50. Geburtstag Gertrud Kurowski, eine  
schlesische Romanschriftstellerin

Richard Juhnke: Im Wohlauer Odergebiet

Bernhard v. Volkman Leander: Gott im Graben

Verschiedenes

Intendant Hans Krieger: Warum Hörspielscharen?

Schrifttum

---

Die Schlesischen Monatshefte erscheinen am Ersten eines jeden Monats



Schule aus der Zeit Friedrich des Großen, Steinseifersdorf, Reichenbach (Eulengebirge)



Neue Schule in Köpprich

Architekt Forche



Volkschule in Karlsberg, Heuschauer (Grafschaft Glatz)

Entwurf: Staatshochbauamt Glatz



Schulhaus Ober Weistritz, Kreis Schweidnitz

Architekt Pietrusky, Breslau



Schule Dörnifau, Grafschaft Glatz

Architekt Alfred Kugel, Glatz

# Schlesische Monatshefte

Begründet von Dr. Ernst Boehlich

Blätter für nationalsozialistische Kultur des deutschen Südens

---

13. Jahrgang

Juni 1936

Nummer 6

---

## Grenzberge im Osten

In Abendsonne flammt die Felsenwand,  
und Berg um Berg reißt ihre Glut empor.  
Sie schmückt mit Gold das lerge Wiesenland,  
auf arme Acker senkt sie Rosenflor.

Die Berge stehn wie Wächter unentwegt  
und hüten ihrer Grenzmark Dürstigkeit,  
doch wenn die Nacht sich um die Gipfel legt,  
dann sternwärts heben sie der Heimat Leid.

Will Heimbert

# Tschechische Behörden gegen Sudetendeutsches Volk

Von sudetendeutscher Seite wurde nachstehendes Flugblatt verteilt, um die verbrieften und garantierten Rechte klar vor Augen zu führen und deren Mißbrauch seitens des tschechischen Staates erkennen zu lassen. Eine Aufklärung über die derzeitigen sudetendeutschen Verhältnisse erübrigt sich, da diese allgemein bekannt sind. Nur ein Beispiel aus einem sudetendeutschen Ort über die „gleichen“ Rechte der Bürger: Niklasdorf hatte im Jahre 1918 3300 Einwohner n u r deutscher Abstammung. Nach 15 Jahren gibt es jetzt bei Bahn, Post und den übrigen staatlichen Ämtern nicht einen einzigen deutschen Angestellten mehr. Außerdem wurden eine tschechische Volksschule und ein tschechischer Kindergarten trotz der so kleinen Minderheit tschechischer Kinder gegründet. Den Sudetendeutschen wird jede Erwerbsmöglichkeit genommen, und sie leiden Not und Hunger. Keine deutsche Industrie bekommt Staatslieferungen, wenn sie nicht einen hohen Prozentsatz tschechischer Arbeiter beschäftigt. Dieser Kampf des Aushungerns geht langsam aber sicher vor sich, und ist schwerer zu ertragen als Kerker und Strafen. Das untenstehende Umlaufschreiben, das von der tschechischen Bezirksbehörde dem Bürgermeister von Niklasdorf d i k t i e r t wurde, gilt als erneuter Beweis für die Unterdrückungen und Ungerechtigkeiten gegenüber allem Sudetendeutschtum.



## Umlaufschreiben

Über behördliche Anordnung wird folgendes zur allgemeinen Kenntnis gebracht:

Die Bezirksbehörde in Freiwaldbau verbietet auf Grund des § 2 Abs. 2 des Gesetzes vom 10. 7. 1933, Nr. 126 Slg. d. G. u. B., die Kolportage, das in die unentgeltliche Verteilung oder der Verkauf von Haus zu Haus, auf öffentlichen Plätzen und in öffentlichen Lokalen von nichtperiodischen Druckschriften mit der Aufschrift „Sudetendeutsche Partei“ (Voritzender Konrad Henlein), beginnend „Aus dem Vertrage . . .“, endend „ . . . strafbare Handlung erklären“, herausgegeben in dem Verlage des Karl Herm. Frank und gedruckt bei Firma T. Kobrtič & Gschihay in Eger.

Der Inhalt der Druckschrift ist zusammengestellt und im Druck so hergerichtet, ferner sind einige Worte derart unterstrichen, so daß dem Leser die Vermutung unbedingt auftauchen muß, als wenn die Bewohner deutscher Nationalität in der tschl. Republik in ihren verfassungsmäßigen verbürgten Rechten, der Gleichberechtigung und aller Bürger vor dem Gesetze, verkürzt wären.

Diese Zusammenstellung ist unrichtig und die Wahrheit verdrehend, und ist sie gegen die Verfügung der Regierung, der Ämter, sowie gegen die gesetzgebende Versammlung gerichtet.

Durch die Verbreitung von Druckschriften wäre die öffentliche Ruhe und Ordnung gefährdet.

Dieses Verbot gilt für den Bereich der Bezirksbehörde in Freiwaldbau und tritt mit dem Tage der Verlautbarung, das ist mit dem 3. März 1936, in Kraft.

Übertretungen dieses Verbotes werden seitens des Gerichtes nach § 18, Abs. 2, Art. 1, des jetz. Gesetzes mit Geldstrafen von 50 bis 5000 Kč., und falls sich der Betreffende wiederholt der Übertretung schuldig macht oder wegen der gleichen Übertretung bereits verurteilt wurde, mit Arrest von drei Tagen bis zu drei Monaten bestraft.

Eine Berufung gegen dieses Verbot wäre im Wege der Bezirksbehörde Freiwaldbau an die Landesbehörde in Brünn binnen 15 Tagen vom Tage der Verlautbarung einzubringen.

Wegen dringenden öffentlichen Interesses wird im Sinne des § 77 der Reg.-Vdg. Nr. 8/1928 die aufschiebende Wirkung der Berufung ausgeschlossen. Die Dringlichkeit des öffentlichen Interesses ist dadurch nachgewiesen, daß durch die Verbreitung die öffentliche Ruhe und Ordnung gefährdet würde.

Niklasdorf, am 3. März 1936.

Der Bürgermeister:  
(Stempel)

Unterschrift.

# Sudetendeutsche Partei

(Vorsitzender Konrad Henlein)

Aus dem Vertrage zwischen den alliierten und assoziierten Hauptmächten einerseits, der Tschechoslowakischen Republik andererseits von St. Germain en Laye vom 10. Sept. 1919 (Nr. 508, Slg. von 1921).  
(Minderheitenschutzvertrag.)

## Artikel 7., Absatz 1.

Alle tschechoslowakischen Staatsbürger ohne Unterschied der Rasse, der Sprache oder Religion werden vor dem Gesetze gleich sein und dieselben bürgerlichen und politischen Rechte genießen.

Aus der Verfassungsurkunde der Tschechoslowakischen Republik, kundgemacht durch das Gesetz vom 29. Februar 1920, Nr. 121 Slg.

## § 128.

Alle Staatsbürger der Tschechoslowakischen Republik sind vor dem Gesetze vollkommen gleich und genießen die gleichen bürgerlichen und politischen Rechte ohne Rücksicht auf ihre Rasse, Sprache oder Religion.

Der Unterschied in Religion, Glauben, Bekenntnis und Sprache bildet innerhalb der Grenzen der allgemeinen Gesetze für keinen Staatsbürger der Tschechoslowakischen Republik ein Hindernis, insbesondere nicht für den Zutritt in den öffentlichen Dienst, zu Ämtern und Würden oder für die Ausübung irgendeines Gewerbes oder Berufes.

Die Staatsbürger der Tschechoslowakischen Republik können innerhalb der Grenzen der allgemeinen Gesetze im Privat- und Handelsverkehr, in Religionsangelegenheiten, in der Presse und in allen Veröffentlichungen oder in öffentlichen Volksversammlungen welche Sprache immer frei gebrauchen.

Hierdurch werden jedoch die Rechte nicht berührt, die den Staatsorganen in diesen Richtungen auf Grund der geltenden oder künftig zu erlassenden Gesetze aus Gründen der öffentlichen Ordnung und der staatlichen Sicherheit sowie der wirksamen Aufsicht zukommen.

## § 134.

Jegliche Art gewaltsamer Entnationalisierung ist unerlaubt. Die Nichtbeachtung dieses Grundsatzes kann das Gesetz als strafbare Handlung erklären.

# Onse braunsche Haaimt!

Von Hermann Hubert

Wenn ich heute ei Sudetendeutscher Mundort schreibe, do greif ich a braunsche Dialekt raus, oder wie dr Braunsche spricht, de braunsche Pauer'sproche.

Genau wie de schlesische Mundort ihre Obweichunga hoot, is aach bei dr Sudetendeutscha. Ei jeder Sechend reda se a klai beßla andersch, ower Deutsch bleits emmer. Aach is da braunsche Dialekt m schlesische om meista ähnlich, on doos braucht niemandan wundan, do ju die zwee Dialekte mecht ma sojn, mett anander verwandt sein. Wenn ma ols braunscher z. B. onda ein Gloß ies, on ma redt do mett em Gloßer, daar härt dos sehr schwer raus, doß ma braunsch redt, su ähnlich klangt's. Mir hon aach iewerol henda a „A“. Mir trenka aus m Teppla, on fohrn eim Woonla, on wenn de Mariela, de Annla, oder Connla on Pappla, woos ausgefrassa hoon, kriecha se vo dr Mutter memm Westchehoodr a poore ei de Baaine gezwackt.

Au ower zo Braune on zo da Braunscha salwer.

Eigefäumt vo Barja, die zo dr Hälfte a Preische gehärn, leits braunsche Pändla mett Jenn nenza Därsan hibsch egebett. Metta drenne de Stodt, mett Jenn wenkliche Gafsan, semm Kluuster on dr Pfortastieche, mett semm Ewer- on sem Niedertore. Datt, wus noch sehr viel Häuslan mett speßicha Sieman hoot, wu ei jeder zwetta Haustüre a Grünzeugweib stieht, wu Sonntich de Pärshlan mett iahn Maaidlan emmer off dr enn Kengseite ruff on nonder biefa, datte ies de Stodt Braune. Ob ma nu jetze omm Sterne, oder off dr Heescheune ies, ob ma vo Gerschedroff (Wüstegiersdorf, Kr. Waldenburg) off a Honsbarg kemmt, iewerool lacht emm Braune entgehen.

Weil semm ofte possiert, wenn ma z. B. om Honsbarche ies, wu ma sehr viel Preische trefft, die a belliches Ölsbarcher oder braunsch Bier trenka wella, doß ma härt: „Muttel! Hier unten die Kirche, die man sieht, ist doch Tschechisch-Herrnsdorf,“ möcht ich sojn: „Naai, naai, ihr liewa Preische, doos ies ne Biemsch-Herrnsdroff, wu de schiene Kerche on dr Seierschbarg riemer lacht. Die poor biemscha die datte wohn, kon man wenn's sein muus, off dr Rodwer wegfohrn. Drumm ihr Preische, merkts euch olle, doos Darf wos dr vom Honsbarche satt, ies deutsch, oder wenn dr eim Riesengeberche remmpelchert on do drbeine amol iewer de Granze plotscht, doß dr do bei Deutscha seid, die genau su sein wie ihr, „genau su gemittlich“.

Wos de braunscha om meista auszeichnet ies, doß se o ihrer Haaimt hänga, doß a de Haaimt iüwer ols gieht. On jetz ei letzter Zeit, wus a wirklich dreckich gieht, do loon se iüwer de Haaimt erscht recht nißcht komma. Die verteidichan jedes Steckla Bodn, wos a weckgenumma wahn sool. Wenns do enner rechiernda Partei eifällt, doß ei daam oder jem Darfe nemme nutwendich wär, doß datt n deutsche Schule hoot, on doß do wirklich hiehste Zeit wär eene biemsche ufzomacha, denn ei daam Darfe hoots verlechthe enn Staats-

beomta, dann werd bis offs äüferschte gekämpft, doß blos de Schule bleit. Oder da eene oder andre Pauer, daams frieher aach on ies amool besser geganga, da dorch de ungeheura Steuerzohlunga, on dorch die schlechta Preise, die a ver sei Getraide gekriecht hoot, asu weit gekomma ies, doß dr Hof on sool versteichert wan, dr Hof, off dam schon verlechthe seine Ururgrußeldan gefassa hoon, do warn Gelder viergestruckt, doß m blos dr Hof bleit, on wos noch schlemmer wär, doß a blos ne ei biemsche Hände kemmt.

Obzwor s hoot aach welche, dan dos ganz egal ies, die dodorch no n Noßa ziehn kenna, oder dies gorne intressiert. Diejenicha, die ver ihre Irrlehre die se predichan, n haffa Geld rauschlon, ower drbeine salwer ne gloiwa, woß se a andan uftescha. Die ei dr Tschekorte a soziales Werk sahn, weils a salwer noch recht gutt gieht, weil se de Nuut om eichna Leime ne kenna. Diejenicha, die a Hergoot ei dr Westatosche troin, ower bei jedem Drecke „Jes mant Josef“ schrein. Dan de ahla Sitten on Gebräuche zomm Koppe raus wachsa, die sich schaama ei dr Mundort zo reda, on dann huchdeutsch mekkan, obzwor ses goorne rechtisch bringa. Na, hoffentlich starwa die amool aus, oder die komma doch frieher oder später amool druuf, doß doos wos se macha, Verrot om Wolke ies.

Jch wiehl ne hodan on ne kloin, denn wie gruß de Nuut datte ies, weßmer ju genau, weßmer ols wenn mer datt labta. Desholb well mer ons de Leutlan vo dr gemittlicha Seite o sahn.

Ihr Humor ies dorch de Nuut on die schwere Zeit a beßla harwe<sup>1)</sup>. Die hoon monchmol Ausdrecke, doß da dase ne kennt verlechthe denkt, doos missa ower roppiche Brieder sein. S ies ower gorne asu biese gemaint. S klengt blos a beßla grob. Off a Därfan laawa meistens arme Teifl, die sich eben recht on schlecht mett iehan zwee Ziecha on am Steckla Felde, wu se ver sich de Apunn baun, -- wennis gutt gieht hoon se noch a poor Koneckel --, drhaala. Nawabei werd aach noch de Handweberei betriewa, oder de giehn direkt ei de Fabrecke, zo Zwerneenan.<sup>2a)</sup> Blos mett dam ei de Fabrecke giehn hält ach nemme rechtich, weil se fost olle stiehn, oder blos ausgesotzt arbta kenna. Doos einzje o wos se verlechthe reich sein, ies o Rendan. Do hoots Familia mett sechs bis sieba Rendan, dr Boter on de Mutter, on do sein halt emmer a achte neune zo Tesche. Wenn do blos dr Boter on de Mutter arbta tätä, do wirda se ne weit komma. S bleit eben ne mehr üwrich, ols doß de Render techtich miete halva. De grißan Render missa ei a Ferien zo emm Pauer, on verdinn sich dodrbeine s Ussa. S klaaine Maaidl, die salwer erscht sieba Johr ies, die muß schon of iehan Bruder dar noch eim Woinla leit, obacht gahn, muß sich emma kemman wie ne Mutter. Do drbeine werds Urba vo friehster Juchend uuf gelannt. Dr Gruusvoter gett noch a gudes Beispiel. Da ahle Moon, spellt<sup>2)</sup> mett sen weit üwer sechzig noch de Steckle, die a eim Summer noch salwer gerodt hoot, fährt techtich ei a Pusch, denn Brieholz derf nischta kosta. Woos holwich gieht muß salwer gemacht wahn, denn salwer gemacht ies bellicher, on meistens besser gemacht ols wie vo Fremda.

<sup>1)</sup> harwe = herb oder derb.

<sup>2)</sup> spellt = spalten, Holz spalten.

<sup>2a)</sup> Die Weberei Benedict Schroll's Sohn.

Troßdam ja sehr schlecht gieht, wie ich schon schrieb, hoon se zo jeder Sache die possiert, ihrn troicha Humor. Usu lechte loon se sich ne aus dr Ruhe bringa. Die hoon ver ols eene Schnaacke<sup>3)</sup>, die grob klengt, ower herzlich gemaaint ies. Ma muß blos rechtich verstiehn. Ich wiehl etz versucha, solche Schnaacka zom Ausdrucke zo bringa.

Weil se sehr reich o Rendan sein, Sprech ma zo emm daar verlechthe zwölf bis dreza hoot, daar wer gutt ei eine Einöde, daar wär ower doos Fleckla Land glei bevöskan. Oder ei enner Familie sein lauter Maaidlan, nu on de Maaidlan wella doch heirota, do hefts: Da Moon kennde aach de Maaide eim Puckelkorwe zo Markte troin, doß ase weck kriecht.

Wenn enner schlecht aussitt, do kenn mam a Vaterunser dorch de Backa bloosa, oder ma kenda mett em troicha Sacke emschloon, do sitt a aus ols wenn as Wohafutter Sonntich kriecha tät, oder ols wenn a m Tuutagrawer vo dr Schaffel gehoppt wär. Ma derf mett kenner Zigarre beim verbei giehn, jost brieht a, weil a asu derre ies.

Frieh, frieh, doß wos aus dr werd, nu on dann eht a, on do schweht a wie Paula-Ralle beim Puttermelch Joppa.

Nu on weil ich gerode beim assa bin, denn vo daam hält dr Braunsche aach wos, sprecht dr Voter, wenn Besuch do ies: Aht, aht, ihr Affer<sup>4)</sup>. Bringt de Mutter om Haartroibrattla<sup>5)</sup>, dann Raffe on de Samalan, do ies entweder dr Bäcker schon tuut da de Samalan gebacka hoot, oder de Samalan hoon schon a poormol Mettichläuta gehärt.

Macht ma bei emm en Besuch, on ma rechts grode zom Mettichassa ei, da Besuchte wiehl ower nisch gahn, dann sprecht a: Wenn dus wellst a su gutt hoon wie mir, dann komm a hender, on sich a vier. Nu etz bleit verlechthe da Besuch noch lange setza, setz zom Obende noch, do sein se genau wie de Schlesier: Mutter, mach mers Schloßpulver zorecht, oder Mutter, decke de Bette ob.

Enner da emmer kloit, werd amool derhongan, wenn as Bruut onderm Arme hoot.

Kemmt enner mett kromma Benn, dann hoot a Baaine wie a Schweinlatreimer, oder ma kenn m a Fahla Bier zwescha a Benn dorchkaula, do wird a erscht nisch merka. — Kemmt a, on macht a verbettertes Gesechte, dann kemmt a wie a Stießer, ies a dreckich, dann sitt a aus wie a Koipel, hoot a a Hosaboden lang hänga, werd a ander Waater bringa, oder a hoot de Hosa off Huchwosser eigestell. Macha bei emm Weime de Strempe Fahla, dann ziehn de Strempe Wosser.

Sehr gediechen is aach mett a Noma. Om meista sein de Noma: Berke, Wenter on Scholz vertrata. Nu on doß ma eben de einzeln raus kennt, hoon

<sup>3)</sup> S c h n a a c k e = Wit.

<sup>4)</sup> Affer kommt von essen, wenn mehrere essen, da heißt es eben Esser.

<sup>5)</sup> H a a r t r o i b r a a t l a = Tablett, kommt von Her-trage-brett.

Je noch enn Beinohma. Do ies Knettelberke<sup>6)</sup>, Plooberke<sup>7)</sup>, Klotzberke<sup>8)</sup>, dr Verkaschuster, oder Kopallawenter<sup>9)</sup>, Koproolwenter<sup>10)</sup>, Fluch- on Teifelwenter, Baatwenter. Do getz en klenn Scholz on n grußa Scholz, n ahla on n jonga Scholz.

Nach ver de Handwerker hoonse Sprichwörter, do muß Schustersch Weib on Schmieds Pfarb barbs giehn.

De Maurer on Zimmerleute sein dorch ihr fleißisches Arbta bekannt. Ma sprecht, doß aus m Maurerschweife de Advokamentente gemacht werd, on weil schon ei Friedenszeit a Troppe Maurerschweiß kamm zo bezohla wor, is kai Wunder, wenn de Gerichtsosten emmer asu huuch sein. Ich koon mich erennan, wie of dam enn Baue Ju a Maurer vom Gereste sterzt, sich ower wie a schon a zahn Meter gefolla wor, o enner Planke ohaala kunde. Ei daam selwa Nachablecke schleets zwölfe. Ich denk da Moon werd verwerret, „Sesse, Sesse“ prellt a, „brenge mer ne Letter oder ich loos mich folla.“

Obzwoor niemand krank warn sool oder derf, denn do derzuune hon je kaine Zeit, kemmt's halt doch amol fier, doß emm hundeelende oder speiüwel werd. Na do wahn zonächst Kräutlan gekocht, denn vo der Wärme<sup>11)</sup> ogefanga bis zum Betterklee<sup>12)</sup> ies ols ein Toppstränkla o Kräutlan vertrata. Wenn dos nisch helst, wahn andre Mittel ogewandt, entweder a muß ei a Mond reda<sup>13)</sup>, on zwor: „Wos ich sah, dos nahme zu, on wos ich ho, dos nahme ob,“ oder a muß zom Gesenn<sup>14)</sup> giehn. S kon m aach possiern, doß a emm Schenderpola ei de Hände fällt, dar olle Krankta heilt, dar emm de Zähne mett a Backaknocha raus hullt, wu de Stunde blos zwee Krunlan kost, dar nawabei de Soore schnerd on Ruttabajen macht.

Dr Pauer sprecht: „Weimerstarwa is kai verdarwa, ower wenn a Pfarb verreckt, dos ies a Schreck.“ Jo, jo, wenn eben eis sterbt, dann hoot a emm die on die Zeit a Tessel weggeleht, oder a hoot vergassa Odem zo hulla. Om Darfe warn bei emm Starwefoll oftmols kaaine Pattezedel<sup>15)</sup> gedrockt, s werd aach ne ei de Zeitung gegahn, sondern s werd a Weib gehahla, die dann vo Haus zo Haus Growebieta gieht. Die leiert ei jeder Türe ihr Gesetsla ronder,

<sup>6)</sup> Knettelberke = setzt sich zusammen aus Knittel und Birke. Die Frau hieß vielleicht Knittel, durch die Verheiratung heißt sie Birke, dadurch setzt sich der Namen zusammen.

<sup>7)</sup> Klotzberke = fährt Holz, also Klöcher aus dem Wald.

<sup>8)</sup> Plooberke = hat einen größeren freien Platz vor dem Haus, also Ploon.

<sup>9)</sup> Kopallawenter = nicht weit von seinem Hause steht eine Kapelle.

<sup>10)</sup> Koproolwenter = war als Soldat im Kriege im Range eines Corporals.

<sup>11)</sup> Wärme = Wermutkraut.

<sup>12)</sup> Betterklee = Bitterklee.

<sup>13)</sup> eia Mond reda ist ein ganz alter Brauch. Der Betreffende, der in den Mond sprach, durfte niemandem etwas sagen und bei zunehmendem Mond die oben angeführten Worte sprechen und zuvor und nachher ein Vaterunser beten.

<sup>14)</sup> Gesenn = ist ebenfalls ein alter Brauch, der meistens bei Kindern angewandt wurde. Es gab in jedem Dorf dafür eine bekannte Frau, die mit sehr viel Beten, verschiedenen Messungen vom Kopf zum Fuß den Kleinen heilte. Wochenlang wurde die Krankheit so behandelt, und der Behandelte durfte, genau wie in den Mond reden, zu niemandem davon sprechen.

<sup>15)</sup> Pattezedel = gedruckte Bekanntgabe von dem Ableben des Verstorbenen.

on wemms kahlt ies, trenkt se a Töpfalla<sup>16)</sup> heiße Koffe, on do drbeine werd da Tuute bis ei de Puppä nei gelobt.

Wos ver de Schlesier de Schützenfeste sein, ies ver de braunschä de Kerms. Schon ei emm ahla Liede heßt: „Wenn Kerms werd sein, wenn Kerms werd sein, do schlacht dr Vooter n Bock, do tanzt dr Vooter mett dr Mutter, do wackelt dr Mutter dr Rock.“ Jo sune Kerms dos ies a Fest ver siech. Solche Feste sool ma sich sucha, wie de braunschä Kermsa sein.

Schon acht Taache derfiere werd memm backa ogefanga. Ei jedem Hause roichs noch frescha Kucha. De letzte Taache werd de Stuwe gemacht, de Fenster gepoßt, doß sich de Kotza drenne bespiechan kenna, de Wände geweißt on eben ols schien gemacht.

Nawabei bemerkt, muß ma beim Wändeweisa sehr vorsechtich sein wechen a Jarwa, doß blos nisch Schwarz-Weiß-Kutes derbeine ies.

Nu endlich ies da Kerms-Sonntich do, off dan gruus on klain gewatt hoot, de Render, die schon wochalang de Sechser gesport hon, sein schon viermettich om Ploße, dr Vooter on de Mutter sein derhaaime onn drwatta de Gäste. Meistens sein Städter, die sich om Darfe wieder amol rechtich ausfrassa.

Ei dr Stuwe reuchts, eim Köhre prozelts Fleisch, on endlich ies Mettich wu die Schessan of a Tisch komma. Jetz werd luß geleht. Dr Vooter sprecht: „Aßt, aßt, ihr Ußer, loß euch besser schmecka wies ies, de Kerms ies onse, de Kerms kon wos kostä.“ Jeder gett sich die erdenklichste Miehe, on eßt wi a Scheundrascher, s gieht emmer remm on nemm on nonder. Dos Kraut on die Kließlan tuuns jedem o. Nachs Faschierte on Schnetzäl schmeckt, blos: „Om Rendflaische ies ne viell“ sprecht de Mutter, ower derfiere ies n gude Soppe geworn.“ Sechen dreie kemmt dann dr Koffe, de Buchte on dr Kuche. De Buchte gefellt mett Moh, dr Kuche bedeckt mett Stresel. S gett doch werklich nisch üwer en guda Streselkucha, denn dos sitt ma, wie se sich eis Zeug lehn.

Jetz noch in Koffe werd zoerscht off a Kerchhof geganga, on dann giehts zom Scholza. Datt ies a Betrieb, doß ma gerode zo wercha hoot, doß ma blos dorchkemmt. Baude nawer Baude, wu ma ols ver sei Geld kriecht. On erscht beim Scholza drenne. Da sool ies vuul, doß kai Opper zo dr Uade<sup>17)</sup> kon. Datt drehn de Pärshlan de Maidlan beim Tanze. Nai, ma derf ne dro denka, denn de braunschä Darfmosich hoots ei sich, do läuft emms Wasser eim Maule zosomma, genau ols wenn ma vo Kraut on Kließlan redt, vo Mohbuchte on Streselkucha sprecht.

Jo, su eene braunschä Kerms. Do getts Kermsa, die sein weit üwers Ländla naus bekannt, wu se aus olla nenza Därsan hie komma, wus dann ei dam Darfe aussitt ols wenn eene Völkerwanderung wär.

Dr Braunschä feiert ne viel Feste, ower die a feiert, die feiert a. Do kons wos kostä, do kon ne Krune sprenga, do kemmts ne droffe remm. Do herrscht noch der Ausdruck: „Wenn dann.“

<sup>16)</sup> Töpfalla Koffe = ein Töpfchen — Schale Kaffee.

<sup>17)</sup> Uade = Erde.

Wenn ich wieder amool zom Schreiva komme, derzähl ich, wie dr Braunsche Lustan, Pfengsta, Weihnachta feiert. Wies zugieht, wenn ne Taase oder ne Suchst ies.

Frieher wor ju dos noch ols ganz andersch. Ower die neue Zeit ies halt aach off a Därfan eigezeun, on do hoots halt welche, dahn dos ahle nemme gefällt, die mehr vers moderne sein. Dos sein die, „die in der Stadt gewesen sind“, on üwer a Growa gehoppt sein. Die drhaaime blos hochdeutsch mekkan, on mett Fremdwörtan remischmeiße, die se gor ne verstiehn. Zo dahn spricht ma, doß se ein hochdeutscha Dreck getraata sein, on weil se dr Pauer<sup>18)</sup> ofte ei a Nacka schleet, doß se da Dreck ne rechtlich ausgeplotscht hoon. Doos ies die Sorte, vo dar ich gleich om Ofange schrieb.

Mir wella ons zwor deswechen ne ufrecha, denn Ufrechung schodt on werd emm vom Dotter verbota. Desholb wiehl ich jetz zum Schluß noch a poor klaaine Mißverständnisse oder wie dr Braunsche spricht: Geschlechtlan von Braune derzähla.

Klaibrose<sup>19)</sup>, da sei Häusla ei Ewerschiene hotte, mußta amool beim Dache nochsahn, weil a poor Schaawe luus worn, on dodorch ei de Stuwe rainte. S woor o emm Semmtnochmettich, wie a aus dr Arbt koom on offs Daach klatterte, emm da Schoda zo behewa. Sei Weib, de Franzel, machte gerode a Ruchataig fer a Sonntich, on wolkte ei da Stuwe, doß ihr dr Schweiß ausbroch. Off eimool ies a Geknistler ei a Wolka, on plautz, wos hoste wos konfte, loothe onser Klaibrose metta eim Ruchataiche, weil a mett a Sperrnan durchgebrocha woor.

Semm Weime, dar der Schreck ei olle Glieder gefohrn woor, ower trotzdem om meista emm a Ruchataaig woor, soite, wie a sich aus dem Taaihe werchte: „Nai, best du ein ahler Ploßch, wenn de schon ronder fliecha muß, kunnsde aach a Stecke werter nemm fliecha, onn mir ne grode ei a Ruchataaig.“

Jo, jo, ersch der Taag, on dann dr Moon.

Der Tonkamilscher aus Bazdroff hotte schon lange semm Freinde Fernand ei Holwestodt versprocha, doß an amool besucha werd. Weil a gerode n freie Tag hotte, macht a sich off de Baaine zom Kroßdroffer Bohnhofe, dar eigentlich der Stodt Braune gehärt. Nu wie a off da Bohnhof kemmt, stonde dr Zug schon datte, denn der Waaig Bazdroff—Kroßdroff dauert emmer seine zwee guda Stunda. Nu hott am onderwaaigs a noch a Kernla gekaast, doß a eben wie geseut, de hichste Eisenbohn hotte. Dahm Schaffner, dahm doos Korteliesja viel zolange dauerte, prellt ei a Schalterraum, doß a sich tomman sool. Bevor a ower wieder sei Geldsäckla verschnürt hottte, soit dr Schaffner, da nemme watta wullde: „Machen Sie, machen Sie mein Herr, — Ach Herr Jesus — da steigen Sie doch schon ein.“

<sup>18)</sup> Pauer ei a Nacka schon = weil der Betreffende oft bei seinem Hochdeutsch in den Dialekt verfällt.

<sup>19)</sup> Klaibrose = ebenfalls eine Zusammenfügung, die dadurch entstand, da der Mann ziemlich klein — klain war.

„Sie ernn sich guder Moon,“ spricht dr Tonkamilscher, „ich bin ne der Herr Jesus, ich bin der Tonkamilscher aus Barzdorff,“ on stiech langsam ei a Zug. Berka-Kalle hott m a poor Monne zom Kortaspiela eigelodt, trotzdem sei Weib, de Berta, nie ganne soch, wenn de Monne kooma on de Stuwe vul quolmta. Jedenfalls de Monne koma ons Spiel begennt, on ies eim schiensta Sange. Nu on weils bei suem Marjasch<sup>20)</sup> monchmol a beßla hetzich zugiecht, worsche aach heute der Foll. Dorch enn Fahler vo Wenter Tonan, hotte eben sei Mitspieler miet verspielt on spricht ei senner Wut, weils m doch emms Geld woor: „Ich könnt dr n Bruch wie a Eisenbohnwärterhäusla traata. Mir hätta dos Spiel gewonna, hätteste doch de Kreuzzahne neigeschmeert, — ne sunne Tommheit.“

„De Kreuzzahne?“ spricht Bittner Sesse, „die hott ich ju gorne.“

Doch ei senner Ufrechnung maaint Wenter Tone: „Ob du se host oder ne ies mer Worscht, jedenfolls mußte de Kreuzzahne neigeschmeert warn.“

Jo, dos sein Geschechtlan vo Braune, on solche hoots goor viel, blos kon ma se ne olle drzähla, weils do om Ploße mangan tät. S sullde blos ne klaaine Rostprobe sein, on ols zosomma sullde eben zeicha, wie dr Braunsche denkt, wie a ies: Harwe dorch de Nuut, on trotzdem gepossich, weils memm Vergrämtsein aach ne besser ginge, on doß a trotz ollem, dr Saaimt on a ahla Sitten on Gebräucha treu bleit.

---

<sup>20)</sup> Marjasch = ist, was für den Reichsdeutschen ein richtiger Skat ist.



# Schulbauten im schlesischen Grenzland

Von Reg.-Rat Schulte

Der Kulturstand eines Landes wird in grundlegender Weise mitbestimmt durch die Höhe der Entwicklung seines Schulwesens. Den äußeren Rahmen für dieses geben die Schulgebäude selbst ab, die in unterrichtlicher, gesundheitlicher und ästhetischer Hinsicht die erforderlichen Voraussetzungen für eine gedeihliche Arbeit in der Schule schaffen sollen. Wie sehr deren Erfolg durch eine zweckentsprechende Gestaltung des Schulgebäudes und seiner Einrichtung bedingt ist, zeigt zum Beispiel in gesundheitlicher Hinsicht die Tatsache, daß, wie Messungen erwiesen haben, das Wachstum der Schulkinder in den wenigen Ferienwochen größer ist als wie in vielen Monaten der Schulzeit selbst. In architektonischer Beziehung bilden für die Höhe und die Breitenwirkung einer kulturellen Bewegung die Volksschulgebäude auf dem Lande als die äußersten Vorposten des öffentlichen Bauwesens einen untrüglichen Maßstab.

Einen ersten Höhepunkt zeigen jene schlichten Schulgebäude an, die in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts in den Zeiten des Biedermeiers entstanden und sich in unnachahmlicher Weise der Landschaft anpassen. Die Harmonie ihrer ausgeglichenen, erdgebundenen Formen unter den breiten, abgesehrägten Dächern ist so groß, daß sie den Beschauer innerlich irgendwie berühren und — man könnte fast sagen — aussehen, als ob sie eine Seele hätten. Bezeichnend für die bodenständige Kraft der Erhaltung auf dem Lande ist die Tatsache, daß, während die Formen des Biedermeiers (des „Stils um 1800“) bereits in den ersten Jahrzehnten nach 1800 verklungen waren, die meisten Schulbauten auf dem Lande noch um 1845 die Biedermeierformen zeigen. Eine von den vielen alten, heute noch benutzten Schulgebäuden ist die romantisch anmutende, Schindelbedeckte, im Jahre 1739 erbaute Volksschule in Steinseifersdorf, Kreis Reichenbach.

Es folgte dann in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts im Zeitalter des Materialismus jener jähe Rückschlag in den kalten, nüchternen, formlosen Schulgebäuden, wie sie an Hand der Denkschrift über das ländliche Schulbauwesen vom 15. November 1895 beigelegten Normalentwürfe nur allzu zahlreich entstanden. Erst nach dem Kriege zeigte sich, nicht zuletzt dank der Bemühungen der staatlichen Hochbauämter ein beginnender Wiederaufstieg, wie er aus den weiteren Abbildungen ersichtlich ist, und der einen ersten neuen Höhepunkt in Bauten wie der Schule in Hulm, Kreis Neumarkt, und der Hans-Schemm-Schule in Glatz erreichte. Von einem allgemeinen Standpunkt aus soll im folgenden ein Überblick über das im mittelschlesischen Grenzland Erreichte gegeben werden. Vorerst noch ein kurzer historischer Rückblick auf die Entwicklung des Schulwesens selbst in Schlesien.

Dieses reicht bis weit in das Mittelalter zurück, wie die alten kirchlichen Visitationsberichte erweisen. Eine systematische staatliche Förderung erfuhr es jedoch erst unter Friedrich dem Großen, der nach dem für ganz Preußen

geltenden Generallandschulreglement von 1763 für Schlesien und die Grafschaft Glatz ein besonderes Reglement vom 3. 11. 1765 erließ. Es führte die allgemeine Schulpflicht ein und erklärte die Gemeinden und Grundherrschaften neben der Erhebung von Schulgeld für schulunterhaltungspflichtig. Daneben setzte sich Friedrich der Große für die Anlegung von Obstgärten auf den Schulgrundstücken, die Anpflanzung von Maulbeerbäumen in ihnen für die Seidenraupenzucht und für die Einrichtung von Industrieschulen ein. In eine noch weitere Vergangenheit als diese sogenannten Reglements- und Rüsterschulen führen die Rüsterschulen zurück, die, kirchlichen Ursprungs, noch heute in einer Anzahl von mehreren hundert vorhanden sind und von der Kirchengemeinde und dem Patron unterhalten werden. Der Unterricht wurde vielfach noch in der Wohnstube des Lehrers erteilt, ein Uebelstand, dem das Schulreglement vom 3. 11. 1765 abzuhelfen trachtete. Auch mußte der Lehrer oft noch ein Handwerk nebenher betreiben, um seinen Lebensunterhalt fristen zu können. Die alten Rüst- und Reglements- und Rüsterschulen bzw. ihre zu Beginn des vorigen Jahrhunderts ausgeführten Ersatzbauten sind es vielfach, für die als dringendste jetzt Neubauten ausgeführt werden müssen.

Dem Ziel, die heimatverbundene, landschaftsbedingte Volksschule zu schaffen, sind bisher einige Schulbauten der Gebirgskreise am nächsten gekommen. Als erste sei der Schulneubau in Röprrich im früheren Kreise Neurode genannt. In diesem wurden seiner Zeit in wenigen Jahren zehn Schulneubauten, zum Teil unmittelbar auf den Grenzhöhen errichtet. Der vom Architekten Ferche erbaute Schulneubau in Röprrich verwendet im Sockel den heimatlichen Sandstein der Berge und betont den Gebirgscharakter in den bretterbewehrten Giebeln. Noch stärker und anheimelnder kommt der Gebirgscharakter in dem vom Staatshochbauamt in Glatz entworfenen und ausgeführten Schulneubau in Karlsberg am Fuße der Heuscheuer zum Ausdruck, dem einzigen neueren, der ganz in Holz ausgeführt ist. Soeben erst fertiggestellt ist der Schulneubau in dem in einem abgelegenen Gebirgstal unter der Heuscheuer gelegenen Dörnika u, das seine eigene Schule — bisher mußten die Schulkinder weit über das Gebirge in die Schule des Nachbarortes gehen — der Fürsorge des nationalsozialistischen Staates verdankt. Erbaut ist die schöne Schule von Architekt Rugel in Glatz.

In den nördlichen Grenzkreisen sind in den letzten Jahren größere Schulneubauten u. a. in Neumittelwalde und Herrnsstadt vom Architekt Kleinert in Ols erbaut, dem die Kreise rechts der Oder eine Reihe von praktisch bewährten Schulbauten zu verdanken haben. Sie zeichnen sich durch gute Raumaufteilung besonders der Wohnungen aus (so Klein Graben, Kreis Trebnitz, und Zindel, Kreis Breslau). Soeben erst fertiggestellt ist der Schulneubau in Sula u (Architekt Emil Vange, Militsch). In Suhrau ist in diesem Frühjahr nach dem Entwurf des Staatshochbauamts II in Breslau der Bau der evangelischen Schule begonnen worden. Die umfangreichste Schulbautätigkeit hatte in den letzten Jahren der Kreis Wohlau aufzuweisen. Seit 1930 sind in ihm 20 Schulneubauten zur Durchführung gelangt, von denen sich noch zwei in der Ausführung befinden. Zu einem erheblichen Teil

sind diese Schulneubauten durch die starke Siedlungstätigkeit im Kreise Wohlau bedingt. Sind in ihm doch allein 27 Siedlungen ausgeführt worden. Als Siedlungsschule verdient als die wohl kleinste des Bezirks die Schule in *L e h s e w i t z* bei Steinau mit einem Kostenaufwand von nur 15 000 RM. erwähnt zu werden. Sie enthält über der Grundfläche des Klassenzimmers nebst Flur eine kleine Dachwohnung für den Lehrer mit drei Zimmern. Wohl selten hat sich eine Gemeinde über ihre langersehnte eigene Schule so gefreut, wie die Siedler von *L e h s e w i t z*. Ebenfalls vom Staatshochbauamt II in Breslau entworfen ist die Schule in *D e i c h s l a u*, Kreis Wohlau, die ein bereits mehrfach nachgeahmtes Beispiel für möglichst wirtschaftliche Bauweise darstellt. Unter Verzicht auf die Unterkellerung verweist sie die Wirtschaftsräume in das Wirtschaftsgebäude und legt die Wohnung über die beiden Klassenzimmer in das ausgebaute Dachgeschoss. Der Kostenbetrag ist mit 28 000 RM. nicht höher als der für ein normales Schulgebäude mit nur einer Klasse und einer Lehrerwohnung. Der Typ *Deichslau* empfiehlt sich überall dort, wo bei zwei Klassen für den ersten Lehrer eine Wohnung anderweit, z. B. im alten Schulgebäude etwa als Kirchenbeamter, zur Verfügung steht.

Neben leichter zu finanzierenden Anbauten und Aufstockungen ist noch als besonders wirtschaftlich bei Fehlen des zweiten Klassenzimmers ein reiner Zweiklassenbau auf dem vorhandenen Schulgrundstück, falls dieses groß genug ist, hervorzuheben. Derartige Bauten sind z. B. vom Staatshochbauamt III in Breslau in *Puschwitz*, Kreis Neumarkt, und vom Architekten *Kurt Vanger*, Breslau, in *Deutsch Lauden*, und *Kurtsch*, Kreis Strehlen, errichtet. Alte Schloßgebäude, wie sie bei Siedlungen übrigbleiben, zu Schulen umzubauen, dürfte sich trotz mancher Vorteile (umliegende Parks usw.) wegen der hohen Unterhaltungslast für so große Gebäude im allgemeinen nicht empfehlen. Als ein gelungener Versuch sei jedoch die neue Schule im alten Schloß in *Schlause*, Kreis Frankenstein (Architekt *R. Vanger*) erwähnt. Sie enthält in der einen Hälfte zwei Klassenzimmer und zwei schöne Wohnungen, in der anderen Hälfte sind die Gliederungen der Bewegung untergebracht. Erwähnt sei noch, daß im Kreise *Neumarkt*, der wie manche andere Binnenkreise um Breslau durch Kriegs- und Nachkriegszeit mit seinen Schulbauten im Rückstande war, in den letzten beiden Jahren 13 Schulbauten zur Ausführung gelangt sind.

Als Landschulbauten in mancher Hinsicht vorbildlich sind die Schulbauten des Architekten *Pietrusky*, Breslau. In ihren ebenmäßigen Formen und der liebevollen Bearbeitung aller Einzelheiten bedeuten sie einen erheblichen Schritt vorwärts zu dem erstrebten Ziele. Eine Anschauung geben die Bilder der Schulbauten von *Schön Ellguth*, Kreis Trebnitz, mit dem Freskogemälde von *Heyduck*, von *Hulm*, Kreis Neumarkt, *Haidau* und *Ober Weistritz*, Kreis Schweidnitz. Der Schulbau in *Weißkirchsdorf* zeigt, daß auch einklassige Schulen nicht nach einem sich wiederholenden Schema gebaut zu werden brauchen. Diese formschönen Schulgebäude stellen Unterrichtsstätten dar, wie sie in mancher Hinsicht idealer kaum gedacht werden können. Als städtischer Grenzlandschulbau musterhaft ist die soeben fertiggestellte, bereits erwähnte *Hans-Schemm-Schule* in *Glatz* desselben Architekten.

Einen bedeutungsvollen Versuch, unter erstmaliger Wiederverwendung des Fachwerkbauwes unserer Väter eine Anpassung an die Bauart der bäuerlichen Siedlungsbauten zu erzielen, stellt der Entwurf des Regierungsbaurats Hevelke vom Staatshochbauamt II in Breslau für die Siedlungsschule in Suhren, Kreis Wohlau, dar. Sie ist zur Zeit noch in der Ausführung begriffen.

Mag auch im ganzen genommen das Ziel, eine heimatverbundene, landschaftsbedingte, der bäuerlichen Bauweise sich anpassende ländliche Volksschule zu schaffen, noch nicht wieder erreicht sein, so zeigt doch die vorstehende Übersicht, die nur einzelne Bauten herausgreifen konnte, daß wesentliche Schritte nach dieser Richtung hin getan sind.

Einige Worte noch über die innere und äußere Ausstattung neuerer Schulgebäude. Hell bemalt, mit breiten, fliesenbelegten Fensterbrettern für Blumenpflege und Vorhängen über den Fenstern bieten die modernen Klassenzimmer einen erheblich freundlicheren und wohnlicheren Eindruck als die meist kahlen und nüchternen alten Klassenzimmer. Daß die Beschaffung von Turn- und Spielplätzen neben den eigentlichen Schulhöfen schon im Hinblick auf die Durchführung des Staatsjugendtages einen mächtigen Aufschwung erfahren hat, braucht nicht besonders hervorgehoben zu werden. Vielfach wird auch, wenn dies möglich ist und anderweit ein Raum nicht zur Verfügung steht, ein Heim für die Hitlerjugend mit eingebaut. Der Anlage von Schulgärten, in denen die Schulkinder von Jugend auf zu Blumenpflege und Gartenbau angehalten werden, wird entsprechend den ergangenen ministeriellen Anordnungen erhöhte Aufmerksamkeit geschenkt. Nach Möglichkeit soll jede Schule ihren eigenen Schulgarten erhalten. Für die Ausbildung der Lehrer sind Lehrgänge für Garten- und Obstbau vorgesehen. Bei manchen Schulneubauten ist man auch dazu übergegangen, soweit dies durchführbar ist, alle heimischen Baum- und Straucharten als lebendes Anschauungsmittel auf dem Schulgrundstück anzupflanzen. Selbst kleine Staudengärten, Aquarien und an Stelle des Brunnentroges im Anschluß an den Brunnenauslauf kleine Planschbecken finden sich auf manchen Schulgrundstücken. Der Lehrer selbst erhält einen eigenen Lehrergarten.

Verwaltungsmäßig dient der Belebung der Schulbautätigkeit die, wenn auch zunächst noch beschränkte, Wiederinkraftsetzung des sogenannten staatlichen Baudrittels gemäß § 17 des Volksschulunterhaltungsgesetzes und die in diesem Jahre erstmalig erfolgte Wiedergewährung von Staatskrediten für Schulbauten in den Grenzkreisen. Daneben ist durch die Anlegung von Schulbaurücklagen der Schulverbände auf Grund der Vorschriften der deutschen Gemeindeordnung, wie sie die Regierung Breslau bereits im Dezember 1934 angeordnet hat, und durch die Ansammlung von Kreisrücklagen für Schulbauten gemäß Gesetz vom 6. April 1936 die Grundlage für eine Schulbautätigkeit und Arbeitsbeschaffung auf dem flachen Lande auf lange Sicht gelegt.

# Bäuerliche Weltanschauung in der schlesischen Volks Sage

Von Dr. des. Günter Otto

Eine der wichtigsten Quellen für die volkskundliche Erforschung der bäuerlichen Lebensauffassung ist die Volks Sage. Die Eigenschaften, die sie der Forschung so besonders wertvoll machen, sind folgende: Volks Sage ist nicht, wie man so oft in Laienkreisen hört, eine phantasiervolle, wunderbare, in weite Vergangenheit zurückreichende Erzählung, mit der der Erzähler von in Wirklichkeit niemals möglichen und deshalb unglaubwürdigen Dingen berichtet — sondern Volks Sage wird im Glauben an die Tatsächlichkeit der durch sie vorgetragenen Dinge erzählt, und verlangt vom Hörenden Glauben an die Wirklichkeit dieser Dinge. Wenn wir also sagen, der Erzähler glaubt an die, für uns wunderbaren, „sagenhaften“ Vorgänge, so heißt das nichts anderes, als die Wirklichkeit ist für ihn so geartet, wie er sie schildert. Die Wassermänner und Irrlichter, die umgehenden Toten, die verborgenen Schätze, der Teufel, und der wilde Jäger — alle diese Sagengestalten sind für den Erzähler wirklich vorhanden, denn er oder seine Gewährleute haben sie ja gesehen oder gehört, womöglich selbst mit ihnen gesprochen. Volks Sage ist subjektiv gesehene Wirklichkeit. So aufgefaßt begegnen wir ihr heute nur noch verhältnismäßig selten im bäuerlichen Lebenskreis.

Sage enthält aber nicht nur die „wirklichkeitsgetreue“ Darstellung eines erlebten Vorganges, sondern dieser Vorgang wird erklärt, begründet, glaubhaft gemacht. Die Anschauung von der Welt und ihren Zusammenhängen geht in die Sage ein. Ethische Urteile und Maßstäbe, die die Volks Sage in sich birgt, sind also zugleich Normen für die Welt des bäuerlichen Erzählers selbst. Und gerade weil die Volks Sage uns in ihrer Glaubwürdigkeit ein wahrheitsgetreues Bild von der Anschauungswelt des Bauern zu liefern vermag, deshalb ist sie so bedeutsam für die Darstellung der bäuerlichen Lebensordnung. Der sonst so verschlossene Bauer, der uns nur schwer in sein Inneres blicken läßt, gibt uns mit der Sage ein Mittel zu Erschließung seiner Seelenhaltung in die Hand.

Noch aus einem anderen Grunde ist die Sage für uns wertvoll. Volks Sage berichtet ja nicht von alltäglichen Dingen, die jeder heute und morgen wieder erlebt. Ihr besonderer Gegenstand, um dessentwillen sie ja überhaupt erst zur „Sage“ wird, ist das Wunderbare, Geheimnisvolle, Außergewöhnliche, zuweilen Grausige. Die ethischen Urteile, die in die Sage eingegangen sind, werden sich darum auch nicht mit den Ereignissen des Alltags befassen, sondern werden das Außergewöhnliche im menschlichen Dasein zum Anlaß für eine Bewertung nehmen. Das ganz besonders Gute und vor allem das ganz besonders Schlechte wird in der Sage seine Beurteilung erfahren. Die Kernpunkte der bäuerlichen Lebensanschauung müssen dann also in der Gestalt von belohnten oder bestraften Handlungen in die Volks Sage eingehen.

Welches sind nun diese Hauptstücke in der Welt- und Lebensanschauung des Bauern? Wie ist seine ethische Lebensmitte gelagert? Die schlesische Volks-

**Kleine Schule mit Lehrerwohnung  
Leipe bei Münsterberg**

Architekt Kurt Langer, Breslau



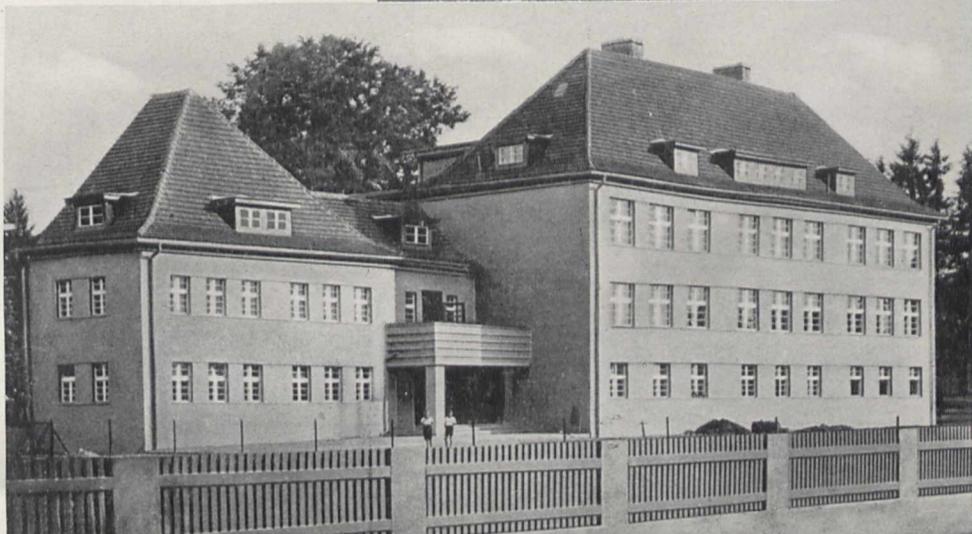
**Zweiklassige Schule (ehemaliges Schloß)  
mit zwei Lehrerwohnungen, Turnhalle,  
Bäder usw. Schlause, Kreis Frankenstein**

Architekt Kurt Langer, Breslau



**Volksschule  
Neumittelwalde (Schlesien)**

Architekt Kurt Langer, Breslau





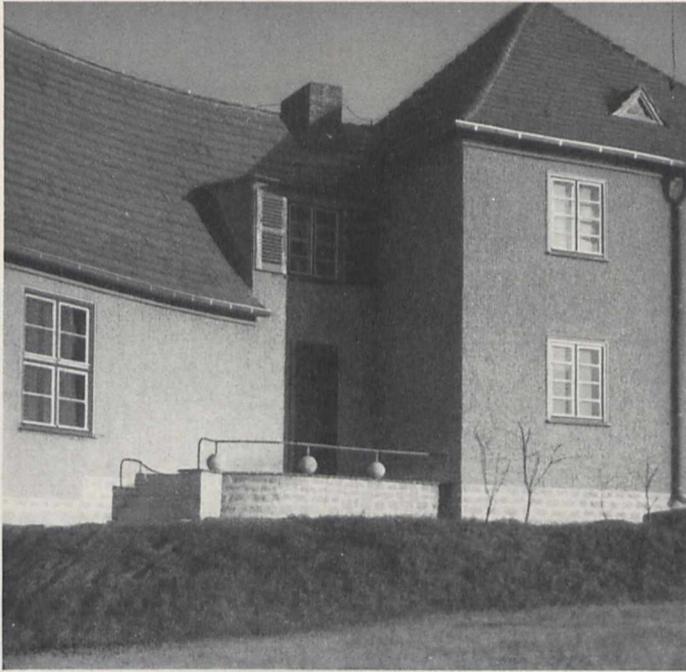
Hans-Schemm-Schule, Glatz

Architekt Pietrusky, Breslau



Hans-Schemm-Schule, Glatz, Innenarchitektur

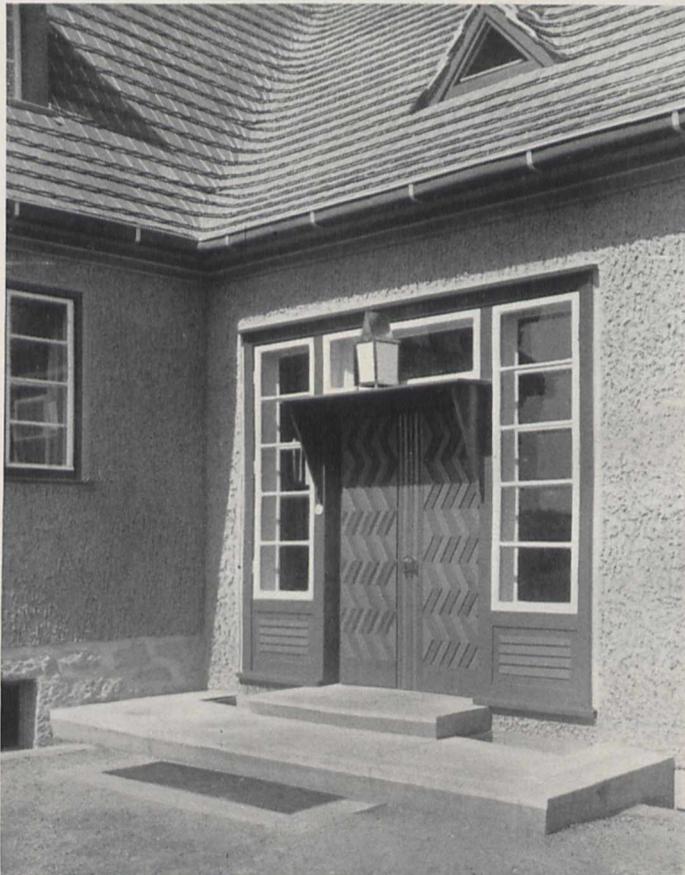
Architekt Pietrusky, Breslau



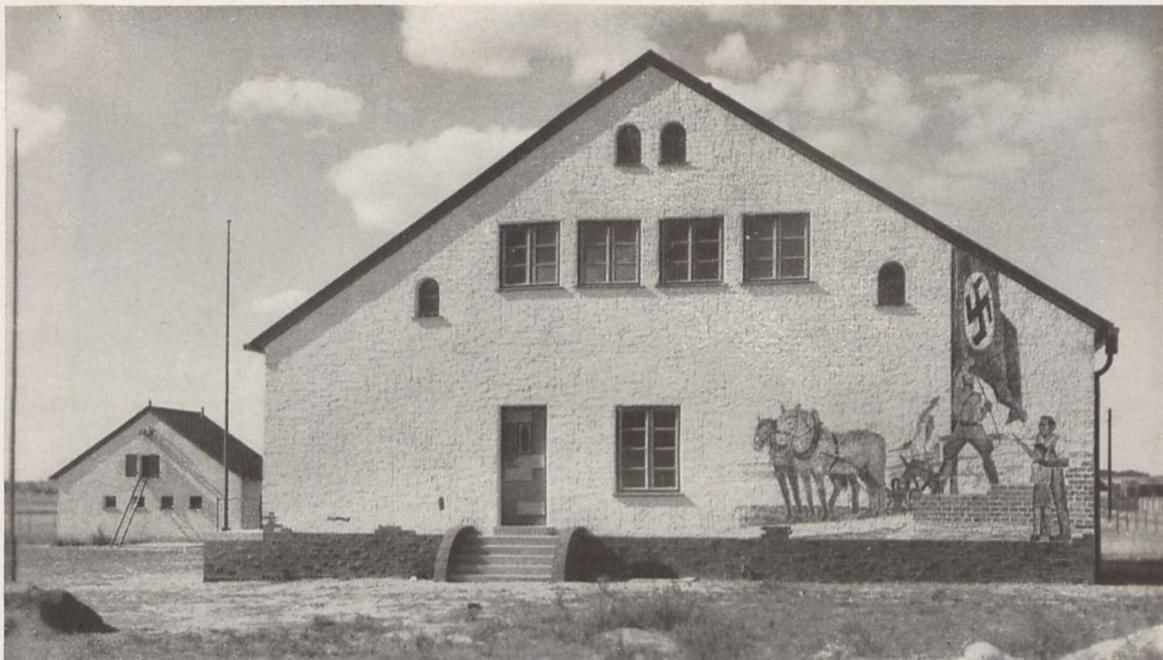
Schule Haidau, Kreis Schweidnitz

Eingang zu den Lehrerwohnungen

Architekt Pietrusky, Breslau



Eingang zu den Klassen



Schule Schön Ellguth, Kreis Trebnitz

Architekt Pietrusky, Breslau



Schule Hulm, Kreis Neumarkt



Schule Hulm, Eingang



Ein-klassige Schule in Weiß Kirschdorf, Kreis Schweidnitz

Architekt Pietrusky, Breslau

Freilich ist die Vergrößerung seines Anwesens, die Hebung des Wohlstandes, Ziel seiner Wünsche. Aber er weiß, daß er das nur durch unermüdlige Arbeit erreichen kann. Die schlesische Volks Sage hat für diese Wertschätzung der Arbeit beim Bauern ein schönes Beispiel<sup>1)</sup>: Auf einem Hofe ist der Bauer gestorben, die Hauptarbeitskraft ist also weggefallen. Da geht eines Tages die Magd auf den Boden und findet dort den toten Bauern Siede schneidend vor. Auf ihre Frage, was er da tue, antwortet der Tote: „Ni, ni, wenn's keene Siede hoot!“ . . . Das bedeutet, der Bauer steht sogar aus dem Grabe auf, wenn in seinem Hofe einmal die Arbeit vernachlässigt wird. Wer anders als er sollte sie denn auch verrichten? Ganz ähnliche Beispiele finden sich auch für die Bäuerin, die nach dem Tode noch buttert oder die Mägde zur Ordnung anhält. So ist es etwa für eine Bäuerin in Frömsdorf schon ein Anlaß zum Wiederkommen, wenn man den Wagen einmal mit der Waage stehen läßt<sup>2)</sup>.

Aber auch hier ist wiederum festzustellen, daß dem Bauern die Arbeit zur Vergrößerung des Hofes nicht als Selbstzweck gilt. Der sonst so geschätzte Fleiß eines Menschen, wenn er nicht um der Sache willen, sondern aus Habgucht ausgeübt wird, gilt als verwerflich. — Eine Gottesgabe, wie es das Getreide ist, darf gewiß nicht verkommen, aber so wie es der Bauer Meise trieb, das war einfach Geiz und Habgier. „Er war so geizig, daß er drei-, viermal „krazte“, damit nur ja keine Ahre für die Klaubler (Ahrenleser) liegen bliebe.“ Diese Besitzgier drückt sich besonders in den Sagen aus, wo der tote Bauer zurückkehrt und nachts das Getreide schaufelt oder Geld zählt. Dem Besitz haftet also ebenfalls Segen und Fluch an, man ersehnt ihn, aber man erkennt auch seine Gefahren. Der Hof will nicht besessen sein, er will verwaltet werden, das Haften am Besitz aus reiner Gier, wie es sich bei dem Getreide und Geld schaufelnden Toten zeigt, liegt nicht im Wesen des Hofes.

Auch der Bauer, der sich dadurch bereichern will, daß er am Sonntag arbeitet, wird in der Sage als Geizhals betrachtet. Die Verletzung der Sonn- und Feiertagsruhe wird oft schwer von den überweltlichen Mächten bestraft. Gewiß ist das Gebot der Sonntagsruhe ursprünglich rein kirchlich, aber damit es im bäuerlichen Lebenskreise seine absolute Geltung bekommt, wird es ethisch umgedeutet und erfährt seine Beziehung zum Hof. Die Mägde des geizigen (!) Bauern, die am Sonntag Futter holen müssen, werden gewarnt<sup>3)</sup>. Nicht das Gebot der kirchlichen Ordnung, das den Sonntag als Festtag von der Arbeit befreit, sondern die ethische Begründung aus der sittlichen Ordnung des Bauern wird hier unterlegt. Der Sonntag wird sozusagen zu einem neuen Bestandteil der Hofordnung, man macht ihn zum „Hoffeiertag“.

Dieses Gebot der Feiertagsheiligung wird aber noch nach einer anderen Seite hin zu einem Gebot der Hofordnung. Wir hören in der Sage oft von Sonntagschändung durch Trinken, Tanzen, Spielen. Diese drei Dinge sind natürlich erst recht auch an Wochentagen verderblich, denn durch sie wurde schon mancher Hof ruiniert. Wir wissen, daß der Bauer wahrlich nicht engherzig in bezug auf Festesfreuden ist. In dem Augenblick aber, wo die Lebensfreude und die Bejahung der Welt ihn vom Hofe abwenden, ja gegen ihn richten, wird die Handlung für den Bauern ethisch verurteilenswert. Wer

Arbeit mit Wohlleben und Lasterhaftigkeit vertauscht, wird aufs strengste verdammt. So erzählt die Sage<sup>8)</sup>: Der zweite Mann einer Frau war ein Trunkenbold, „er vertrank alles“. Dieses „alles“ ist natürlich der Hof und was zu ihm gehört. Da kommt der tote Bauer zurück und verprügelt ihn gründlich. „Das trieb er solange, bis der andere ein ordentlicher Mensch geworden war.“

Wir haben gesehen, daß der Gedanke des Hofes zutiefst in die bäuerliche Lebensmitte eingesenkt ist. Ist er aber das Letzte? Beginnt und endet die bäuerliche Sittlichkeit mit ihm?

Der Herzigbauer, erzählt die Sage<sup>9)</sup>, erhielt von den Zwergen ein Geldgeschenk. Zwar hatte er das meiste weggeworfen, aber: „Er fand immer noch so viel, daß er seinen Hof neu bauen konnte, und er und seine Kinder und alle seine Nachkommen waren reiche Leute.“ Der Hof ist also nicht das Letzte, er ist für die Familie, für das Geschlecht da. Erst durch die Familie empfängt der Hof seinen Sinn. Die Familie ist deshalb das andere Zentrum des bäuerlichen Denkens. Familie ist das Lebendige, aus dem heraus der Bauer lebt. Die Sage zeigt uns, daß er von da her die anderen Antriebe seines Lebens empfängt. Und wiederum entscheidet sich auch hier Gut und Böse.

Am Anfang der Familie steht die Frau, sie vor allem ist dort verankert, während der Bauer mehr im Hofe verwurzelt erscheint. Bis zur Selbstaufgabe geht die Pflicht der Mutter, für die Familie zu sorgen und ihren Bestand zu gewährleisten. Die Sage berichtet<sup>10)</sup> von einer Bäuerin, der das Kind im Sterben lag. Sie wußte, daß der Tod nahe sei und wachte am Bette des Kindes bis Mitternacht. Da klopfte es dreimal ans Fenster und eine Stimme rief: „Komm, Anna, komm!“ Die Mutter wußte, daß es der Tod war, der da rief, und wenn ihr Kind antworten würde, dann mußte es sterben. Darum rief sie laut: „Ja!“ Am anderen Morgen fand man die Bäuerin tot auf, und das Kind wurde gesund.

Aber auch in dem Familiengedanken ist die schon erwähnte Doppelheit des Sittlichen vorhanden. Zwar ist die Erhaltung der Familie sittliche Pflicht, sie darf jedoch nicht zum Selbstzweck werden, unter dem der Bestand des Hofes leidet. Ein Mann hatte einen ungeratenen Sohn, der dauernd Schulden machte<sup>11)</sup>. Aber der Vater, der den Sohn über alles liebte und sich darum so schwach zeigte, bezahlte alle Schulden. Als der Sohn jedoch seiner Verpflichtung als Glied der Familie, deren Erhaltung er garantiert, nicht nachkommt, nimmt sich der Vater das Leben. Er büßt dafür, daß er den Sohn über den Hof gestellt hat.

Anders steht es mit dem Bauern, der dauernd um Geld bestohlen wird und nun zu einem „weisen Mann“ geht und von diesem fordert, er solle den Dieb so bestrafen, daß ihm alle Glieder verdreht würden. Als er erfährt, daß der Dieb sein Sohn ist, bleibt er bei seiner unmenschlichen Forderung. Da sagt ihm der Zauberer, der hier gleichsam die Moral der Allgemeinheit vertritt: „Wie du willst . . .“, aber die Sünde kommt nicht auf mich, die bleibt dir als

dem Vater.“ Das also ist Sünde an der Familie um des Hofes willen, den der Bauer geschädigt sah<sup>12)</sup>).

Familie wird durch die Ehe geschaffen. Und dennoch ist die Ehe nicht ein Schwerpunkt in der bäuerlichen Lebensmitte, der eigene Gesetzhelken in der bäuerlichen Lebensauffassung hervorruft. Die Ehe des Bauern wird vom Gedanken des Hofes und vom Gedanken der Familie bestimmt. In ihr vereinigt sich die Erhaltung beider. Daraus ergibt sich auch die Stellung des Mannes zu seiner Frau. Es wurde dargestellt, daß sie für dieselben zwei Kernpunkte des bäuerlichen Daseins wirkt und schafft. Was bedeutet sie dem Manne? Ihr Wert für den Mann liegt in dieser Tätigkeit seiner Frau. Er verlangt von ihr, daß sie eben so sei, wie wir sie als Hausfrau für Hof und Familie sorgen sahen. Auch in der bäuerlichen Ehe gibt es „Liebe“, aber sie äußert sich in der höchsten Übereinstimmung in den gemeinsamen Bindungen. Wie stark sich diese Liebe eines Mannes zu seiner Frau äußern kann, erfahren wir aus einer Sage<sup>13)</sup>, die uns berichtet: „Dem Besitzer Rittel, dessen älteste Tochter nachmals den alten Schroll heiratete, war seine Frau gestorben. Er hatte sie sehr lieb gehabt und konnte sich über den Verlust nicht trösten. Tagtäglich wanderte er nach dem Feierabende, mochte es noch so spät sein, auf dem Feldwege und weiter die Straße nach zu ‚Unserer lieben Frau‘, um dort am Grabe seiner Frau ihrer zu gedenken. So trieb er’s lange Jahre, Sommer wie Winter.“ — Dieser Mann ist bestimmt kein Träumer, er ist nicht „sentimental“; er bleibt trotz der starken Liebe zu seiner Frau ein pflichtgetreuer Bauer, der seine Wirtschaft nicht vernachlässigt, denn stets geht er erst nach dem Feierabende. Aber er weiß, was er an seiner Frau gehabt hat.

Hof und Familie sind also die Schwerpunkte der bäuerlichen Lebensanschauung. An ihnen entscheidet sich das sittliche Handeln des Bauern. Erhaltung des Hofes und Erhaltung der Familie sind die zwei Pole desselben Seins. Der Hof, die Sache und die Familie, das Lebendige erfüllen und durchdringen sich gegenseitig. Eins ist nichts ohne das andere, eins empfängt vom anderen seine Daseinsform. Der Bauer, von dem berichtet wird, daß er seine verstorbene Frau vor ihrer Bestattung noch einmal durch die Wiesen und Felder trägt, um sie ihr zu zeigen, vollzieht symbolisch den Akt der Vereinigung beider, ehe er sie für immer trennen muß. Aber diese Trennung ist ja nur die des einzelnen Menschen. Über dem Menschen steht die Familie, das Geschlecht; über dem Zeitlichen das Zeitlose. Und so vermögen Hof und Familie eine zeitlose Einheit zu bilden.



### Anmerkungen

Die angeführten Volksagen sind zu finden in den Sagensammlungen: Richard Kühnau, Schlesiache Sagen, 4 Bde. 1910—1913; Karasek-Strzygowsky, Sagen der Beskidendeutschen, 1930; Will Erich Peuckert, Schlesiache Sagen, 1924.

<sup>1)</sup> Kühnau Nr. 1553. — <sup>2)</sup> Kühnau Nr. 1585. — <sup>3)</sup> Kühnau Nr. 448. — <sup>4)</sup> Peuckert S. 120. —

<sup>5)</sup> Kühnau Nr. 354. — <sup>6)</sup> Kühnau Nr. 131. — <sup>7)</sup> Peuckert S. 201; Kühnau Nr. 1781. —

<sup>8)</sup> Karasek Nr. 181. — <sup>9)</sup> Kühnau Nr. 747,3. — <sup>10)</sup> Karasek Nr. 261. — <sup>11)</sup> Kühnau Nr. 1574.

— <sup>12)</sup> Karasek Nr. 386. — <sup>13)</sup> Kühnau Nr. 296.

# Die russische Vorgeschichtsforschung unter dem bolschewistischen Joch

Von Professor Dr. Holko Freiherr von Richthofen, Königsberg

Im ersten Jahrzehnt nach der bolschewistischen Revolution bot die russische Vor- und Frühgeschichtsforschung ein völlig anderes Bild als heute. Wirkliche Fortschritte gaben ihr das Gepräge, ebenso durch Ausgrabungen, wie den Druck wissenschaftlicher Arbeiten, das Neuordnen von Museen, ein Aufblühen örtlicher Forschungsmittelpunkte in der Provinz durch die Heimatkunde und den Kulturwillen in den wichtigsten Staaten des nicht von Großrussen besiedelten Gebietes. So zum Beispiel in Kiew, Charkow, Paltawo für die Ukraine, in Minsk für Weißrußland, in Pokrowsk für die Wolgadeutschen und so fort. Der Grund ist leicht zu verstehen. Die Forschung wurde überall von den dem Bolschewismus innerlich völlig fernstehenden Gelehrten geleitet. Sie hatten es freilich oft schon damals sehr schwer und arbeiteten meist persönlich in dürftigen Verhältnissen. Aber der bolschewistische Staat und die kommunistische Partei ließen sie doch wenigstens dabei zunächst gewähren. Gelegentlich förderten sogar amtliche Stellen im Sowjetbund vereinzelt noch unpolitische Forschungen, um das für ihre kulturpolitische Werbearbeit im Ausland zu benutzen. Weit rascher verfiel dagegen unter der Führung Professor Pokrowskis nach der bolschewistischen Revolution die russische Geschichtsforschung. Sein Buch „Istoritscheskaja Nauka borba klassow“ (= Die geschichtliche Wissenschaft und der Klassenkampf) erschien 1929 bereits in der sechsten Auflage. Im Nachruf für Professor Pokrowski erwähnte Professor Hoetsch schon 1931 mit Recht u. a., daß im Geiste der Schule Pokrowskis die ernste unmarxistische Geschichtsschreibung in Rußland jetzt völlig beseitigt ist. Diese Entwicklung blieb naturgemäß dort auch auf die Vorgeschichte nicht ohne Einfluß. Entscheidender aber wurde für diese Wissenschaft im Sowjetstaat die bolschewistische Schule der kulturkundlichen Sprachforschung Professor N. J. Marrs. Die Mutter dieses Mannes war die Orgierin. Sein Vater ein im Kaukasusgebiet eingewandertes Schottländer, und zwar nach Marrs Annahme aus einem alten keltischen Geschlecht. Marr wurde wegen seiner kommunistischen Einstellung schon 1919 von Lenin zum Leiter der Staatlichen Akademie der Geschichte der materiellen Kultur in Leningrad ernannt. Als solcher und als ein gefeierter Führer der bolschewistischen Wissenschaft ist Marr 1934 gestorben. Von ihm und seiner Schule ging in Rußland der dort jetzt restlos siegreiche Kampf gegen die außerhalb der bolschewistischen Wissenschaft üblichen Ansichten über vorgeschichtliche Völkerwanderungen und die Urheimat von Völkern, Rassen und Kulturen aus, zunächst in der Sprachforschung und danach auch in allen in Betracht kommenden anderen Wissenszweigen. Marr betrachtete die Entstehung der Sprachen und Kulturen losgelöst von Blut und Boden, ohne Rücksicht auf Volkstum und Rasse. Seine Hauptlehren sind jetzt von der bolschewistischen Wissenschaft zum Zwangsglauben in allen kulturkundlichen Fächern erhoben.

Marr sah in der Entstehung der Völker und Sprachen nur gesellschaftsgeschichtliche Vorgänge und bestimmte regelmäßige Abschnitte im Verlauf des Klassenkampfes. Ganz unhaltbare und oberflächliche Vergleichereien von Kulturgütern der verschiedensten Art, Zeit- und Volkszugehörigkeit bilden die sogenannten Beweismittel für solche Behauptungen der bolschewistischen Wissenschaft. Dazu kommt ein ständiges sich Berufen auf die Glaubenslehren der sogenannten Klassiker des Marxismus-Leninismus. Diese Klassiker sind im Sinne des bolschewistischen Sprachbrauchs jetzt besonders der Jude Karl Marx und sein Freund Engels, der Halbjude Lenin und der jüdisch verlippte Georgier Stalin. In der russischen Vor- und Frühgeschichtsforschung setzte sich die neue bolschewistische Richtung von 1931 an völlig durch. Professor Marr und seine Schüler begannen ihre Veröffentlichungen auf dieser Linie aber schon einige Jahre eher. Dies zeigte z. B. bereits Marrs Aufsatz von der Entstehung der Sprache in der Zeitschrift „Pod znameniem marksizma“ (= Unter dem Banner des Marxismus) im Januar 1926, sowie Professor Mechtschaninows Aufsatz „Von der vorgeschichtlichen Abwanderung von Völkern“ in der russischen Zeitschrift „Bote der Moskauer kommunistischen Akademie“ 1928 und das russische zweibändige Buch Marrs und einiger seiner anderen Mitarbeiter „Sprachwissenschaft und Materialismus“. Auf den beginnenden Durchbruch dieser Arbeitsart in der russischen Vorgeschichtsforschung wies zum ersten Male 1931 verdienstlicherweise unser führender finnischer Fachgenosse Professor Talgren in der Zeitschrift „Esa“ mit überlegener Sachlichkeit und zum Teil scharfem aber berechtigtem Spott hin. Professor Talgren ist auch aus eigener Anschauung ein guter Kenner Sowjetrußlands und des russischen Schrifttums. Im allgemeinen gilt aber sonst auch heute außerhalb Rußlands in weitem Umfange noch das alte Wort: „Russica non leguntur“, das heißt: „Russische Veröffentlichungen werden nicht gelesen.“ Die bolschewistische Politik macht sich diese Tatsache mit der ihr eigenen Doppelzüngigkeit gründlich zunutze, auch in bezug auf die Wissenschaft mit Einschluß der Vorgeschichtsforschung. Die rührige amtliche Auslandswerbung der Bolschewisten sucht zum Beispiel durch in nicht slawischen Weltsprachen erschienenen Schriften die Entwicklung der Wissenschaft im roten Rußland als vorbildlich hinzustellen. Man brüstet sich dabei unter anderem mit dem angeblichen Willen zu einer aufrichtigen zwischenstaatlichen Zusammenarbeit. Ein gutes Beispiel sind deutsch, französisch, englisch und spanisch erschienene Hefte der Zeitschrift „Voks“. Diese ist das Nachrichtenblatt der Bolschewistischen Vereinigung zur Pflege der Kulturbeziehungen Sowjetrußlands mit dem Auslande. Eines der letzten Hefte berichtet unter anderem über die Völkerkunde, Volkskunde und Vorgeschichtsforschung im Rätebund. Die Vorgeschichte bearbeitet dabei Professor Bogajewski. Was hier an wirklich guten neuen Forschungsergebnissen vorgeführt wird, ist allerdings ausnahmslos noch dem Erfolg der jetzt vom Bolschewismus hart unterdrückten Arbeitsrichtung russischer Gelehrter zuzuschreiben. Aber davon schweigen diese Schriften natürlich. Dagegen wendet sich Bogajewski unter anderem scheinbar rein wissenschaftlich, in Wirklichkeit nur oberflächlich und politisch, auch gegen die deutsche Rassenkunde, und zwar

in einer Weise, die ihm auch bei nichtkommunistischen Segnern des deutschen Nationalsozialismus offenbar Freunde für die bolschewistische Wissenschaft werben helfen soll. Er erklärt, die Rassenfragen seien für die Vorgeschichtsforschung völlig gleichgültig, die Rassentheorie beruhe nicht auf dem Studium der geschichtlichen und neuzeitlichen Gesellschaftsform und entbehre daher jedes wissenschaftlichen Wertes. Dabei sollte doch gerade auch Bogajewski als Vorgeschichtler zum Beispiel schon durch die altsteinzeitlichen Kulturen und das Verhältnis der verschiedenen eiszeitlichen Rassen zur Kunst wissen, wie verkehrt solche Behauptungen sind. Professor Matorin, der Leiter des Moskauer Staatlichen Instituts für Anthropologie und Ethnologie der Akademie der Wissenschaften der Sowjetunion, schreibt in demselben Heft, in gewissen Kreisen ausländischer Wissenschaftler bestehe der traurige Irrtum, die ganze sowjetrussische Forschung sei durch eine sozusagen ihr amtliches Glaubensbekenntnis bildende Arbeitsweise beherrscht, und diese bilde einen dem Wesen und der Entwicklung feindlichen Bestandteil. Als ob dem nicht so wäre. Matorins Worte sind einfach ein Hohn auf die Wahrheit, und leichtgläubigen bürgerlichen Lesern gegenüber als solcher gewiß klar durchdacht. In demselben auch für die Vorgeschichtsforschung in Rußland wichtigen Aufsatz heißt es unter anderem weiter: Nur zwei Lösungen seien in der Bearbeitung der geschichtlichen Entwicklung von der Urzeit an möglich. Die eine und allein richtige die vom Blickpunkt des geschichtlichen Materialismus, die andere unwissenschaftliche und irreführende vom Blickpunkt des historischen Idealismus usw. Man dürfe diese Fragen nur noch nach dem Vorbild der bolschewistischen Forscher von heute im Stile des sogenannten dialektischen Materialismus bearbeiten. Zahlreiche Aufsätze russischer Vorgeschichtsforscher in verschiedensten Zeitschriften und Büchern stimmen mit dieser Einstellung des Volks- und Rassekundlers Matorin überein. Der sogenannte dialektische Materialismus begegnet uns schon bei dem Juden Marx und seinem Freunde Engels, sowie darauf beruhend im sogenannten Programm der Moskauer Kommunistischen Internationale. Daß er für die bolschewistische Forschung von heute ein Zwangsglaube ist und die Meinung von deren Knechtung kein Irrtum, zeigen Dutzende von Belegen der verschiedensten Art auch in den russischen Fachzeitschriften. So sehen wir zum Beispiel eine amtliche Mitteilung über die Pflichten der Wissenschaftler im Lichte einer entsprechenden Verfassung des sogenannten Zentralkomitees und der Kommunistischen Partei im Rate der Sowjetunion aus dem Jahre 1934 in der Zeitschrift „Fragen der Geschichte der vorkapitalistischen Gesellschaften“. Unabweisbare Pflichten sind danach für den bolschewistischen Forscher unter anderem der Kampf gegen den bürgerlichen Sozialismus und Faschismus als eine proletarische Geschichtsauffassung im Stile des dialektischen Materialismus, und zwar, wie überall so auch in der Vorzeitkunde. Der jüdische Leiter, der Leiter des Propagandaministeriums für Großrußland, M. Eppstein, betonte 1934 in derselben Zeitschrift amtlich: „Die russische Staatliche Akademie der Geschichte der materiellen Kultur werde ihren planmäßigen Kampf gegen alle bürgerlichen sozial-faschistischen und anderen Lenin feindlichen Verkehrtheiten auf dem Gebiete der Geschichte

der sogenannten vorkapitalistischen Formationen, das heißt mit unseren Worten der vorgeschichtlichen Kulturen, noch verschärfen. Alle russischen Fachzeitschriften zeigen inzwischen, daß Eppstein recht behalten hat, nicht nur für die gesamte Akademie, sondern überhaupt in bezug auf die Verschärfung des gesamten Kampfes in der ganzen Sowjetrussischen Kulturpolitik. Der führende bolschewistische Vorgeschichtsforscher Professor Raudonikas sagte schon 1932 in der russischen Rundschau der staatlichen Akademie der Geschichte der materiellen Kultur unter anderem, er sei wie viele auch noch bis 1929 als alter politischer Leninist in der Wissenschaft doch zunächst weiter die Wege der bürgerlichen Archäologie gegangen im Gegensatz zu seinen politisch sozialen und geschichtlichen Arbeiten. Das sei außerhalb der Marrschen Schule bis 1929 überhaupt, zum Teil verbrämt durch einen bloßen Scheinmarxismus, in der russischen Vorgeschichtsforschung üblich gewesen. Jetzt werde aber endlich allenthalben in der Sowjetwissenschaft das restlose Auskehren der bürgerlichen und halbbürgerlichen Vorstellungen mit eisernem Besen durchgeführt usw.

Wie arbeitet nun eigentlich die neue bolschewistische Vorgeschichtswissenschaft, so werden Sie fragen, und was ist bei ihr der dialektische Materialismus? Ich habe das schon angedeutet bei den Angaben über die Lehren der Schule Professor N. J. Marrs, gesellschaftsgeschichtliche Umbildung, der Klassenkampf seien immer entscheidend für die Bildung von Völkern, Rassen und Kulturen, nie aber Rasse und Volkstum, Blut und Boden. Die nichtkommunistische Wissenschaft habe im Hinblick hierauf restlos versagt und kenne aus politischer Einseitigkeit heraus keine vernünftige Wirtschaftsgeschichte der Vorzeit. Der letzte Vorwurf ist ebenso töricht wie der erste. Niemand außerhalb des kommunistischen Rußlands wird es unter vernünftigen Wissenschaftlern nicht begrüßen, wenn die Alttertumskunde auch eine gründliche Wirtschaftsgeschichte treibt. Freilich passen deren Ergebnisse auf der Grundlage der Vorgeschichtsforschung, Völkerkunde usw. ebenfalls ganz und gar nicht zu den Zwangsglaubenslehren der Bolschewisten. Professor Raudonika hat auch ein russisches Buch im Jahre 1931 veröffentlicht für eine marxistische Archäologie. Dr. Smirnow versuchte, wenn auch sehr zurückhaltend, noch eine teilweise Kritik dieser Schrift in einer der Veröffentlichungen der Leningrader Akademie der Geschichte der materiellen Kultur. Freilich trug ihm das unter anderem den Vorwurf der Schriftleitung ein, teilweise in einen nichtkommunistischen Idealismus zurückzuverfallen und so fort. Immerhin konnte damals noch in seinem Aufsatz gedruckt werden, daß nachweislich einige wirtschaftsgeschichtliche Anschauungen von Raudonikas und anderen Kommunisten in Wahrheit von keineswegs bolschewistischen Gelehrten herkommen. Es sind das unter ihren Ausnahmen die wenigen und nicht maßgebenden, denen wir zustimmen können. Smirnow weist mit Recht in diesem Zusammenhange zum Beispiel auf Arbeiten des deutschen Völkerkundlers Turnwald, des russischen Geschichtsforschers Treobraschenjki und des deutschen Vorgeschichtlers Wahle hin. Die Arbeitsweise des dialektischen Materialismus hat der finnländische Gelehrte Professor Talgren unter anderem mit folgenden Worten gekennzeichnet: Wenn man in einer neutralen

archäologischen Wissenschaft mit Marx und Lenin in ihren Ausführungen offeriert, so ist dies keine Wissenschaft mehr. Das Verfahren der bolschewistischen Forschung erinnert an einen Doktoranden, der eine Doktorarbeit über Fragen der hebräischen Grammatik geschrieben hatte. Einen besonders schweren Fall konnte er nicht erklären und erledigte ihn folgendermaßen: Gott hat diese grammatikalischen Ausnahmen geschaffen, um zu zeigen, daß der menschliche Verstand unzureichend ist. Professor Raudonikas hat in Schweden ein auch in Deutschland mit Recht beachtetes, im ganzen noch durchaus brauchbares Buch über die wikingische Kultur im Ladogagebiet vor einer Reihe von Jahren veröffentlicht. Nur ganz schwach finden sich dort schon die Anzeichen der heutigen törichten bolschewistischen Arbeitsweise in der Wissenschaft. Der schwedische Gelehrte Professor Nils Uberg hat eine sachliche kritische Besprechung dieser deutschen Arbeit von Raudonikas geschrieben. Das paßt ihm nicht. Und er beschimpft in eigenen Ausführungen gelegentlich deshalb Uberg und die skandinavische Forschung mit Vorwürfen derart, wie sie eben jetzt die bolschewistischen Wissenschaftler gegen alle nichtkommunistischen Gelehrten zu richten pflegen. Raudonikas ließ auch unlängst eine Arbeit über die gotische Kultur am Schwarzen Meer erscheinen. Das Hauptergebnis des viel gepriesenen dialektischen Materialismus ist dabei folgendes: Die Goten können keine skandinavischen Einwanderer in Rußland sein. Denn das ist eine unkommunistische Vorstellung von bürgerlichen Kapitalisten und Faschisten außerhalb von Sowjetrußland. Das gotische Volkstum am Schwarzen Meer hat sich aus einer bodenständigen, nichtgermanischen Bevölkerung gebildet, und zwar in einem bestimmten Abschnitt des Klassenkampfes in Verbindung mit der Entstehung der Feudalherrschaft in diesem Gebiete. Die sogenannten Beweise sind neben gefühlsbetonten Beschimpfungen nichtkommunistischer Gelehrter aus allen Ländern dabei wieder Hinweise auf nichtwissenschaftliche, sondern politische und einseitige Äußerungen von Marx, Lenin usw. Dr. Kriżewski, ein anderer bolschewistischer Vorgeschichtsforscher, schrieb in der Festschrift zur Ehrung des siebenzigjährigen Professors Marx unlängst einen Aufsatz: „Die indogermanische Frage archäologisch beantwortet.“ Auch er stützt sich auf Marx, Engels usw., greift dagegen unter anderem Professor Seger, Professor Reinert, Direktor Czervinka aus Brünn, Rossina usw. an, kurz gesagt, wieder hitzig und hochfahrend alle Wissenschaftler, die nicht auf den kommunistischen dialektischen Materialismus schwören. Mit dem scheinbar gelehrten Beiwerk zahlreicher Anmerkungen aus dem europäischen Schrifttum sucht er die angebliche Haltlosigkeit der nichtkommunistischen Forschungsweise darzutun. Die steinzeitlichen Kulturen nordischer Prägung im Siedlungsraum der donauländischen Bauern seien in Wirklichkeit nicht nordisch, sondern nur wirtschaftsgeschichtlich bedingte Sondergruppen innerhalb der bodenständigen Bevölkerung. Die nordischen Krügenflaschen wären Jagdgeräte und als solche in der donauländischen Kultur selbst völlig erklärbar. Unsere schlesischen Fundstellen in Rosowitz und Jordansmühl erwiesen die Entstehung der nach Kriżewski nur sogenannten nordischen Kultur Ostdeutschlands und Polens aus der bodenständigen donauländischen und so fort. Auch einigermaßen

unterrichteten Freunden der Vorgeschichtsforschung außerhalb der Fachleute braucht man gegen diesen Unsinn keine Einzelbeweise mehr vorzuführen. Er richtet sich schon selbst zur Genüge.

Wie ich bereits mehrfach betonte, beschimpft die bolschewistische Wissenschaft von heute gleichmäßig mit ihren russischen Arbeiten die gesamte nicht-kommunistische Forschung aller Länder. In Weltsprachen wird dagegen neuerdings von bolschewistischer Seite gelegentlich der Kampf gegen deutsche Wissenschaftler aus politischen Gründen in den Vordergrund gestellt, weil er mit Recht in Deutschland den gefährlichsten Feind der kommunistischen Weltrevolutionspläne sieht. Es ist bezeichnend, daß demgegenüber in russischen Arbeiten unter anderem auch die französische Forschung leidenschaftlich und flegelhaft angegriffen wird. So zum Beispiel in einem Aufsatz des Vorgeschichtlers Professor Bogajewski. Dieser bringt dort hämische Bemerkungen gegen den verdienten französischen Gelehrten Professor Baiüfrey aus Paris und seinen nützlichen Aufsatz von 1932 über die Lage der Geisteswissenschaften und die Aufgaben der Museen und die Lage der Vorgeschichtsforschung in den Geisteswissenschaften in der Zeitschrift „Anthropologique“. Bogajewski versteigt sich sogar zu der Geschmacklosigkeit, um gegen nichtkommunistische Auffassungen zu Felde zu ziehen, spottend eine Zeitungsnachricht über die einstige Ermordung des früheren französischen Staatspräsidenten durch den Russen Sordulow zu erwähnen. Auch der englische Gelehrte Professor Gordon Childe findet in der bolschewistischen Wissenschaft keine Gnade, sondern wird vielmehr, obwohl er selbst politisch sehr weit links steht und Marxist ist, zum Beispiel von Professor Bogajewski flegelhaft abgekanzelt, weil seine Arbeiten nicht den Zwangsglaubenslehren der bolschewistischen Forschung gerecht werden. Auch gegen die polnische Wissenschaft haben sich russische Fachleute, darunter unter anderem Professor Raudonikas, in demselben gehässigen Sinn geäußert. Der japanischen Forschung wird vorgeworfen, die dortigen Vorgeschichtler trieben nur imperialistische Politik, und auch hiergegen sei allein der dialektische Materialismus der Bolschewisten die richtige Kampfmaschine. Durchaus sachliche Arbeiten der japanischen Gelehrten Firsi Ojam, Professor Torii, Professor Koganei und anderer dienen zur Grundlage solcher Vorwürfe. Professor Raudonikas behandelte auch die Auseinandersetzung zwischen Professor Kostrzewski und der deutschen Wissenschaft über bevölkerungsgeschichtliche Fragen der Vorzeit Polens und Ostdeutschlands. Er beschimpft beide Parteien, weil sie nicht mit dem Zauberschlüssel des dialektischen Materialismus arbeiten und den Klassenkampf in der Lausitzer Kultur untersuchen usw. Einige seiner Ausführungen sind dagegen in dieser Arbeit sonst auch zutreffend, aber es ist leider auch in hohem Maße gehässig, daß er die gesamte polnische Forschung als unsachlich und unwissenschaftlich beschimpft usw. Ein anderer russischer Vorgeschichtler, Dr. Wikowski, schrieb unlängst einen Aufsatz: „Stamm und Volk in den Arbeiten der bürgerlichen Archäologie und im Lichte des Marxismus, Leninismus“ in der Rundschau der Staatlichen Akademie der Geschichte der materiellen Kultur in Leningrad. Wikowski behauptet unter anderem, die in Wirklichkeit ganz zwischenpolitische, von Professor Calgren geleitete

Zeitschrift „Esa“ diene nur den Klassenzielen des finnischen Faschismus. Ferner sagt er wörtlich: „Die ganzen Arbeiten der nichtkommunistischen Vorgeschichtler dienten durch ihren Obskurantismus nur dazu, naive Arbeiter für die Klassenziele der ausbeutenden Klassen einzufangen“ usw. Schließlich kann die widerliche Schlagwortdrescherei dieser sogenannten bolschewistischen Wissenschaft wirklich nicht mehr gehen als bei Wikowski und Genossen. Das sind aber nicht etwa Einzelabgleisungen, sondern ein Kennzeichen der ganzen roten Wissenschaft von heute, mit der die Kommunisten nach der erhofften Weltrevolution alle Völker beglücken möchten. So wird zum Beispiel auch in einer amtlichen Mitteilung einer der vorgeschichtlichen Fachschriften auf eine Rede Stalins hingewiesen. In dieser betonte der rote Gewalthaber in Sowjetrußland, daß auch der Fünfjahresplan in der Wissenschaft nicht nur Sache Sowjetrußlands, sondern des Proletariats aller Länder sei. In zahlreicher Form wagt sogar einer der Mitarbeiter der für das Ausland bestimmten Werbenummer der Zeitschrift „Boks“ über Völkerkunde, Volkskunde und Vorgeschichte zu betonen, außerhalb Rußlands harrten überall die Stoffmassen noch darauf, in Zukunft endlich nach der Wissenschaft des dialektischen Materialismus bearbeitet zu werden. Auch das geht in der gleichen Linie. Sonst aber veranstaltet man in Rußland gelegentlich groß aufgelegene wissenschaftliche Tagungen mit der Einladung nichtkommunistischer Gelehrter, bewirbt diese dort liebenswürdig und gastlich, um sie womöglich zu Lobrednern des roten Rußlands einzufangen usw. Sehr treffend hat unlängst der gute polnische Berichterstatter der halbamtlichen „Gazetta Polska“, Herr Ottmar Berson, von Moskau aus in einem polnischen Zeitungsaufsatz diese ganze widerliche Verlogenheit und Doppelzüngigkeit des roten Rußlands und seiner Kulturpolitik gekennzeichnet. Bekanntlich erhielt er danach den Ausweisungsbefehl aus dem roten Paradies. Die „Gazeta Polska“ hat im August dieses Jahres nochmals einen wertvollen Aufsatz zu den betreffenden Fragen gebracht. Hier war der Verfasser nicht genannt. Aber der feingeschliffene Stil verriet die Feder des bekannten Hauptschriftleiters der „Gazetta Polska“, Herrn Obersten Miedzynski.

Wir fühlen uns in Deutschland kameradschaftlich mit den Angehörigen aller anderen Volksgemeinschaften verbunden, die in dieser Weise gegen die Verlogenheit und Kampfziele des Bolschewismus vorgehen. Ebenso lehrreich wie erschütternd sind auch neue Nachrichten über das Schicksal der nichtkommunistischen Wissenschaftler Sowjetrußlands. Ich möchte mich hier auf einige Beispiele aus dem Bereich meines engeren Fachgebietes beschränken und werde demnächst in einer Sammelschrift gemeinsam mit deutschen und außerdeutschen Wissenschaftlern über die Lage der Geisteswissenschaft in Rußland noch andere Beispiele schreiben. Professor Boris Juckow aus Moskau, der hochverdiente einstige Leiter des Seminars für Vor- und Frühgeschichte der Moskauer Universität, wurde vor einiger Zeit ohne Untersuchung wegen seiner rein sachlichen Haltung erschossen. Ebenso getötet wurde von den bolschewistischen Henkern des russischen Volkes an führenden Vorgeschichtlern der hochverdiente Professor Tepeljuhoff. Professor Gregor Belowka sprach vor einigen Jahren noch in Breslau. Sein näheres Schicksal

ist unbekannt. Er wurde verbannt, nach einer Nachricht zur Fronarbeit am Weißen Meer gezogen und dürfte wohl auch längst umgekommen sein. In unwirtliche Gegend verbannt sind auch Professor Jeffimenko und Professor Grjaznoff. Ein ähnliches Schicksal erleiden weiter nach den neuesten Nachrichten Professor Makarenko und Professor Danilewicz. In dem Museum Ermitage in Leningrad sind, mit Ausnahme eines Juden, die früher dort tätigen Wissenschaftler alle nicht mehr im Amt. Wie weit sie vertrieben oder getötet sind, konnte ich noch nicht feststellen. Und so geht es weiter. Möge einst die Zeit kommen, wo auch für das geprüfte russische Volk wieder bessere Zeiten zurückkehren und diese Männer und ihr Wirken auch in Rußland die verdiente Ehre finden. Was jetzt drüben im bolschewistischen Staat unter dem Deckmantel der Wissenschaft geschieht, paßt zu den Zielen der großenteils jüdischen Gewalthaber. Es mag auch an dieser Stelle daran erinnert sein, daß von den über 500 hohen und höchsten Beamten des Sowjetbundes weit über 400 Juden sind und nur etwa 30 Russen, eine Zusammenstellung, die nach amtlichen russischen Quellen zuerst von der belgischen Zeitschrift „L'assow“ gebracht wurde. An anderer Stelle werde ich auch eine Liste veröffentlichen, wie weit die bisherigen Quellen eine führende Beteiligung dieser jüdischen Kreise an der neuen bolschewistischen Wissenschaft zeigen. Namen wie Raffael, Bernstamm, Rogan-Cohn usw. sind hier ja schon typisch genug. Freilich erschweren die vielen Namensänderungen russischer Juden oft die richtige Einreihung der Betreffenden für Leute, die sie nicht persönlich kennen, nach ihren Arbeiten.

Wir danken unserem Führer und dem Kampf der nationalsozialistischen Bewegung, daß Deutschland von diesem Spuk verschont geblieben ist. Die bolschewistische Vorgeschichtsforschung gehört als eins der vielen Glieder in die große Kette des kämpferischen Kulturbolschewismus. Dieser bringt überall, wo er Macht und Einfluß gewinnt, nur Unrecht, Zersetzung und Verfall, auch in der Wissenschaft.



# Betrachtung über oberschlesische Romane

Von Josef Mosler

Vor nicht allzu langer Zeit hat die Frage nach der Möglichkeit einer im eigentlichen Wesen und Ziel landschaftsgebundenen Dichtung die literarischen Gemüter in Deutschland stark bewegt. Dieser Ruf nach einer dichterischen Gestaltung der deutschen Gauen und Stämme, der von dem ehemals Königsberger Literaturhistoriker Josef Nadler in seiner bekannten Literaturgeschichte der deutschen Stämme und Landschaften entscheidenden Ausdruck gefunden hat, hat zweifellos dazu beigetragen, die Deutschen auf die Vielgestaltigkeit und den Reichtum ihres Volkstums und seiner Formen hinzuweisen. Man ist freilich in der Nachkriegszeit diesem Ruf zu weit nachgegangen, hat ihn zum Teil vom Politischen her gesehen und versucht, ihn politischen Zielsetzungen dienstbar zu machen. Grundfrage blieb für diesen Meinungsstreit: Ist deutsches Volkstum geistig durch Dezentralisation zu erfassen oder muß es nicht vielmehr auf einen Generalnenner gebracht werden, um dann durch die vollkräftige dichterische Formung der uns allen gegebenen Gemeinsamkeiten die große literarische Tat deutschen Geistes zu vollbringen?

Es war nicht zufällig oder nur ein Zeichen einer unberechtigten Zergliederung des deutschen Volkes, daß dieser Streit um die dichterische Gestaltung von Landschaften und Stämmen am heftigsten in den Grenzbezirken und ganz besonders in Oberschlesien geführt wurde. In den Jahren um 1930 herum wurde in dieser Frage auch bei uns viel geredet und geschrieben. Oberschlesien war durch sein Nachkriegsschicksal, aber auch schon in den letzten Jahren vor dem Kriege durch die polnische Propaganda und den Versuch der Bildung einer Irredenta aus seinem jahrhundertelangen Schlaf wachgerüttelt worden; es reckte seine Glieder, es regten sich seine geistigen Kräfte, es besann sich auf sich selbst und es fühlte wohl sein bedingungsloses Deutschsein, aber im gleichen Zuge auch das Verschiedensein von den anderen. Wenn irgendwo in Deutschland eine landschaftsgebundene Dichtung Heimatrecht besitzt, dann gewiß in Oberschlesien. Denn kaum in einem anderen deutschen Gau treffen sich hart im Raume, dazu noch auf so enger Basis, Unterschiedlichkeiten in solcher Zahl und Bedeutung wie in diesem unstrittig bedeutendsten Teile des deutschen Ostens. Und doch das Wunderbare: all diese verschiedenen Klänge dieser Landschaft, sie treffen sich zu vollster Harmonie in dem e i n e n Worte: D e u t s c h !

Durch die staatliche Entwicklung der letzten beiden Jahre ist die Bedeutung der eben nur angedeuteten Frage in den Hintergrund getreten; sie wird, wenn die vordringlicheren politischen Probleme großen Umfangs gelöst sein werden, zweifellos in reinerer, sachlicherer und berechtigterer Form wieder erörtert werden müssen. Denn man täuscht sich sicherlich, wenn man meint, im neuen Staate der zusammengeballten Volkskraft hätten gewordene Eigenarten, Volkssitten und -gebräuche der verschiedenen Landschaften keinen Platz mehr! Von verantwortlichen Stellen ist immer wieder betont worden, daß

es nicht im Sinne der heutigen Staatsführung liegen dürfte, den inneren Reichtum unseres Volkstums aufzuheben, vielmehr ist es oberste Pflicht, diesen zu erhalten und zu mehren.

Wenn wir daher im folgenden den oberschlesischen Bezirk unter dem Gesichtswinkel, wie er literarische Gestaltung im Roman erfahren hat, behandeln wollen, so hat dies mit irgendwelchen literarisch-autonomistischen Ideologien nichts zu tun. Wir haben es in Oberschlesien gerade in den letzten Jahrzehnten zur Genüge erfahren, daß man unseren Gau eben nur in seiner unlösbaren Verbindung mit dem deutschen Kulturkreis erfassen und verstehen kann; daß ein literarisches Eigendasein dieses Bezirkes schlecht hin unmöglich ist. Beweis dafür bietet die gesamte mit Oberschlesien sich beschäftigende Romanliteratur, die in keinem einzigen Falle unsere Landschaft als geistig autarkes Gebiet sieht.

Jedoch nicht nur negativ sehen wir eine innere Berechtigung für solche Erörterungen, sondern in erster Linie positive Gründe können wir anführen. Unser oberschlesisches Volk ist in allen seinen Teilen dem deutschen Kulturgedanken verhaftet. Von den rund sechzig Romanen, die Oberschlesien irgendwie berühren, ist auch nicht ein einziger, der es etwa als polnische Kulturprovinz oder Interessensphäre erschaut. Es existiert durch Jahrhunderte hindurch bis auf den heutigen Tag überhaupt keine irgendwie nennenswerte polnische Dichtung über Oberschlesien! Oberschlesien hat sich literarisch völlig deutsch entwickelt, was um so bedeutsamer und schwerwiegender ist, als seine Sprache bis heute immer noch mit dem sogenannten „Wasserpölnisch“ besonders in den ländlichen Gegenden verbunden ist. Wenn trotzdem seine gesamten dichterischen Kräfte ausnahmslos deutsch sich entwickelt haben, so ist diese Tatsache von derart eminenten Beweiskraft, daß man sich eigentlich wundern muß, daß auf diese Dinge von uns Deutschen auch im Reiche verhältnismäßig wenig im Laufe der letzten Jahre hingewiesen wurde. Das Gegenargument der Polen, das sie gern aus dem „Polnischsprechen“ eines Teiles der Bevölkerung herleiten möchten, wird demgegenüber nicht nur völlig wirkungslos, sondern hilft geradezu die Bedeutung und die Schwerkraft des deutschen Beweises nur noch erhöhen.

Alles Nationale hat aber nur in dem Gedanken der sozialen Gebundenheit des Einzelnen an die Gemeinschaft Sinn und Berechtigung. Es erfährt dadurch erst seine Erfüllung. Und auch hier begegnen wir der interessanten Erscheinung, daß fast in allen oberschlesischen Romanen neben dem Nationalen unverrückt das soziale Moment steht. Aus beiden ergeben sich die Kernfragen des oberschlesischen Problems, wie in der Ebene der Wirklichkeit, so auch im wirklichkeitsnahen Roman.

Im Spiegel dieser Vorbemerkungen wollen wir nun die einzelnen literarischen Erscheinungen in gedrängter Kürze prüfen, wobei wir im allgemeinen chronologisch vorgehen wollen und uns im einzelnen nicht so sehr der literarische Wert, sondern nur das interessiert, was unsere Problemstellung berührt.

Abgesehen von Eichendorffs „Ahnung und Gegenwart“ (erste Fassung bereits um 1815) und Gustav Freytags „Soll und Haben“ und anderen (1855) bricht zum erstenmal das ober-schlesische Problem in Walter Tesches „Rose von der Pzerna“ (1846) durch. Hier werden bereits typisch ober-schlesische soziale Verhältnisse geschildert; mit ihnen muß sich der junge Ober-schlesier, der in Berlin die Rechte studiert hat und sich nun in einen Gegensatz zu den gesellschaftlichen Anschauungen und den sozialen Beherrschungsmethoden gestellt sieht, auseinandersetzen; er erkennt als Weg zu einer Besserung dieser unhaltbaren Zustände die unbedingte Volksverbundenheit, und ihr opfert er selbst seinen Beruf; er verheiratet sich mit einem einfachen Mädchen aus dem Volke und versucht nun, gegründet auf diese Lebensgemeinschaft, nicht nur den materiellen Wohlstand seiner Umgebung zu heben, sondern vor allem das Volk seelisch und geistig einem höheren Daseinszweck zuzuführen. Noch deutlicher heben sich die sozialen Gegensätze zwischen einer hauchdünnen, zumeist adligen Herrschaftsschicht und der breiten Masse der trotz Bauernbefreiung geknechteten und versklavten Bauernschicht in dem vier Jahre später erschienenen dreibändigen Roman „Nach der Natur“ des leider immer noch nicht voll gewürdigten Max Waldau (Georg von Hauenschild) ab. Ganz eindeutig werden hier Forderungen der Volksbildung erhoben, insbesondere an Regierung und Kirche gerichtet, die im Volke ein unendliches Feld segensreicher Tätigkeit fänden. Das Problem „Adel und Volk“ wird nochmals in epischer Breite in dem sechsbändigen Romanwerk von Max Ring 1867 unter dem Titel „Ein verlorenes Grafengeschlecht“ aufgerollt: die Geschichte der polnischen Grafen Sulkowski auf Slupna bei Myslowitz, ein Schulbeispiel für den heruntergekommenen polnischen Adel überhaupt. Diesem Adel gegenüber steigt lebensbejahend und zukunftssträchtig das junge Bürgertum hoch: durch die Heirat des bürgerlichen Ingenieurs mit der jungen Adligen wird die Prognose für die spätere Entwicklung Ober-schlesiens gestellt. Ähnliche Fragen des Adels erfahren weitere Behandlung in den Romanen der Gräfin Walecka Bethusi-Suc (Moritz von Reichenbach): einmal etwa unter dem Gesichtswinkel „Adel unter sich“ im „Wanderndes Volk“, aber auch im Blickfeld der Spannungen zwischen deutschem und polnischem Adelsbewußtsein in „Die Czaroiskys“ hier bereits mit klar ausgesprochenen Abwägungen zwischen deutscher und polnischer Kulturauffassung. Schließlich hat Juliane Karwath in ihrem Roman „Das schlesische Fräulein“ die nicht ganz der Tragik entbehrenden Kämpfe eines halsstarrigen schlesischen Adels gegen das Bürgertum meisterhaft geschildert. Da dieser Roman zum großen Teil in Weisse, sonst auf nichtober-schlesischem Boden spielt, tritt naturgemäß das nationale Moment fast völlig in den Hintergrund. Andererseits entbehren auch die eben genannten Schriften der Bethusi-Suc nicht eines sozialen Untertones.

Zum erstenmal erscheint in Max Rings Roman die gewaltige sagenumwobene Figur des Zinkkönigs Godulla, die personifizierte, mächtig aufstrebende ober-schlesische Industrie! In späterer Zeit ist von Margarete Löwe

der Versuch unternommen worden, diese interessante Erscheinung des letzten Jahrhunderts in Oberschlesien in einem eigenen Roman zu schildern; von diesem ist leider nur das erste Kapitel fertig geworden, es ist 1880 in der „Breslauer Zeitung“ erschienen. Die folgenden Romane haben fast ausnahmslos die Problematik der immer rascher anwachsenden Industrie mit ihrem Fragenkomplex vor allem von der sozialen Seite zum Gegenstand ihrer Handlungen. Da schildert die Bethusi-Sue im „Glück im Wald“ die schweren Konflikte, die das Eindringen der Industrie in die idyllischen Bezirke der Forst- und Landwirtschaft zur Folge hat. 1893 befaßt sich sogar ein immerhin nicht unbedeutender nichtoberschlesischer Dichter Friedrich Spielhagen in seinem Buche „Sonntagskind“ mit Oberschlesien; er sieht es ausschließlich als soziale Frage und weist auf die entscheidende Bedeutung hin, die ihre Lösung für das obereschlesische Schicksal besäße.

Die auftauchenden politischen Kämpfe, die stark sozial untertönt waren, hatten auch die schriftstellerischen Kräfte Oberschlesiens auf den Plan gerufen. 1909 erscheint Robert Kurpiuns Buch „Der Mutter Blut“, das nun für mehr als ein Jahrzehnt das Buch über Oberschlesien gewesen ist. Hier reiben sich fast alle Gegensätze des obereschlesischen Volkstums; doch die nationalen Fronten werden am klarsten herausgebildet. Ein weiteres Buch des mit Recht Gefeierten, das einige Jahre später unter dem Titel „Das schwarze Weib“ erscheint, schildert — nun zum drittenmal! — den Zinkgewaltigen Godulla und die ganze furchtbare Tragik seines Schicksals in dichterischer Freiheit: es gibt Anlaß genug, die soziale Lage des obereschlesischen Volkes in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts darzutun, die ein Teil dieses Schicksals bedingt. Soziales Elend, die daraus geborene Stumpfheit des Willens, die fatalistische Daseinsauffassung des „es muß so sein“, eine Schuld der langen Unterdrückung und Verachtung, die das Volk von einer Gruppe adliger Grundbesitzer und ihren Kreaturen (siehe Patrimonialrichter!) erfährt, spielt in diesen Romanen die Hauptrolle. Der gleiche Stoff dient auch Elisabeth Grabowski für ihr Buch „Die Saldenkinder“ (1912); die rührige, nun schon mehrere Jahre verewigte Schriftstellerin, die mit jeder Faser ihrer gemütvollen Seele ihrer obereschlesischen Heimat sich verbunden fühlte, hat damals schon die große Gefahr der polnischen Irredenta und ihrer sozialen Hintergründe lebhaft erkannt. Von der religiösen Seite, aber ebenfalls in eindeutig deutschem Sinne, faßt Paul Nieborowski in seinem kleinen, auch in polnischer Sprache erschienenen Buche „Fabrikluft und Klosterluft“ das nationalsoziale Problem.

Nach Krieg und Revolution melden sich eine stattliche Anzahl von Romanen, die Oberschlesien in dieser doppelten Sicht des Nationalen und Sozialen behandeln. Einer der besten unseres Heimatbodens möge hier an erster Stelle genannt sein: Bruno Arndt. Seine „Missa solemnis“ (1922) ruft nach dem Irrwahn der nationalistischen Verhetzung zur Vergeistigung und Verinnerlichung unserer Kultur auf. Drei Jahre später beleuchtet sein „Ruf der Felder“ blitzartig die gefahrdrohende Situation: die Ent-

wurzelung und Heimatlosmachung unseres Volkes, durch die moderne liberalistische Wirtschaftsentwicklung. Auch Heinrich Dominik entrollt uns in seinem Roman „Die kleine Exzellenz“ ein nicht immer schönes Bild vom ober-schlesischen Industrialismus. Hans Richter zeigt im „Schofen I“ die Sinnlosigkeit der durch gewisse Eigeninteressen künstlich hervorgerufenen sozialen Spannungen zwischen Kapital und Arbeit, die im Hinblick auf die polnische Propaganda nur noch verabscheuungswürdiger erscheinen müssen. Aus den industriellen Anfängen, ungefähr aus der Zeit Godullas, werden uns einige Schilderungen ober-schlesischer Zustände in dem Roman des Dichter-Ingenieurs Max Eyth, „Der Schneider von Ulm“, vermittelt.

Neben Industrie ist Landwirtschaft und Bauerntum von hervorragender Bedeutung für die Gestaltung der Lebensverhältnisse unseres Grenzbezirkes. Es kann daher nicht wundernehmen, daß eine größere Anzahl von Romanen die sozialen Zustände auf diesem Lebensgebiet Oberschlesiens erörtern. In den anfangs genannten Romanen, wie zum Beispiel von Tesche und Max Waldau, spielen, wie bereits angedeutet, die bäuerlich-sozialen Verhältnisse eine vorherrschende Rolle. Hinzu kommt, daß sehr viele unserer ober-schlesischen Schriftsteller in bäuerlichem Boden wurzeln. An Romanen seien hier genannt: Georg Pangers „Richter Wichura“, der die Lage des ober-schlesischen Bauernvolkes in den vierziger Jahren des 19. Jahrhunderts schildert, wobei die Stellung des Adligen, des Patrimonialrichters, des Priesters — die herrliche Figur des Dorfpfarrers — im Bauernvolke eingehend erörtert wird. Wir nennen ferner die erfolgreiche Herta Pohl, die fast ausnahmslos das ländliche und kleinstädtische Milieu in ihren Büchern oft mit packender naturalistischer Dramatik dem Leser verständlich zu machen versteht. Es sind herbe Gestalten, die ober-schlesischen Frauentypen ihrer Romane: „Die Bettelgret“ (1923), das einfache, stille, im Religiösen verwurzelte und so den entscheidenden Sieg über sich selbst davortragende Mädchen; die Tina Stawik in „Tina Stawiks Ernte“, die gegen das Schicksal mit der Wucht ihrer starken Vitalität ankämpft und doch soziale und schließlich auch aus der religiös-sittlichen Gedankenwelt hergeleitete Grenzen anerkennen muß und an ihnen zerbricht, oder „Der Weg der Martina Förster“, die Entwicklung des ober-schlesischen Kleinstadtmädchens, das in die große Welt hinauszieht, Enttäuschungen erlebt und in der Heimat durch Opfer und Verzicht, also durch Selbstüberwindung sich wieder ein stilles, inneres Glück aufbaut. Ähnliche Fragen sozialer Natur tauchen in ihrem letzten Roman „Der Vorhang fällt“, die Geschichte einer Jugend (1933), auf.

Ungefähr dem gleichen Milieu verdanken die Bücher der Marie Klerlein ihre Entstehung: „Im Tal der Jugend“ und „Heimat“. Das typische Kleinstadtidyll (Reiße von anno dazumal) hat uns jedoch die bereits genannte Julianne Karwath in „Die drei Thedenbrinks“ geschildert mit all dem Klatsch und Kleinlichen und Spießbürgerlichen, aber auch mit der menschlichen Größe dieser Kleinstadtbürger.



Prof. Dr. Hans Zuchhold

Aufnahme: Kunstatelier Foglar, Liegnitz



Gertrud Kurowski, die schlesische Romanschriftstellerin

Irgendwie bestimmt durch die soziale Schichtung unseres Gebietes erscheinen auch die Gestalten der folgenden Romane, wenngleich sie nicht dem ausgesprochenen Zweck sozialer Schilderungen dienen. Da ist zunächst das herzerquickende Buch von Paul Barsch: „Von einem, der auszog“, zu nennen, das Buch der „Kundensprache“, des obererschlesischen „Landstreichers“, der in die Weite zieht und als Geselle seine Wanderjahre vollbringt. Da ist ferner an Paul Albers zu erinnern und seinen Roman „Soch hinauf“ (1910), der die Lebensschicksale eines jungen Oberschlesiers beschreibt, der aus Enge und geistiger Bevormundung des Elternhauses ausbricht, in die Großstadt gelangt, dort die „Freiheit“ des Lebens und ihren bitteren Nachgeschmack verspüren muß und nun wieder nach der Heimat zurückkehrt und in ihrem Schoß sich geborgen und zufrieden fühlt, ähnliche Dinge, wie sie uns in „Martina Förster“ von Hertha Pohl entgegentreten. Auch der Lehrerroman „Oskar Kuron“, der den geistigen und sozialen Tiefstand des obererschlesischen Lehrers vor mehreren Jahrzehnten und den Durchbruch einer höheren Berufsauffassung schildert, gehört zu dieser Romangruppe. Es sei ferner im gleichen Zusammenhang auch „Der Standesherr“ von Hubertus-Kraft Graf Strachwitz angeführt, der das bereits öfters angedeutete Problem „Adel und Volk“ nicht nur national und sozial sieht, sondern es auch unter dem Gesichtswinkel religiös-konfessioneller Spannungen darlegt. Eine ähnliche Problemstellung spielt übrigens auch in einem leider nur in wenigen Kapiteln fertiggestellten Romanentwurf aus dem dichterischen Nachlaß von Alfred Nowinski sowie in dem Roman „Der Bibelrekrut“ von U h d e (Deckname) eine bedeutende Rolle. Die gesellschaftlichen Zustände in einem obererschlesischen Dorfe (Kreis Leobschütz) schildert in Romanform — es ist jedoch im Grunde genommen die in epischer Breite und mit gutem, oft ein wenig zu sarkastischem Witz geschriebene Schilderung der eigenen Erlebnisse eines obererschlesischen Dorfpfarrers — das vom Verlage seinerzeit wieder zurückgezogene Buch von Sebastian Kary (Deckname): „Siebzigmalsiebenmal“.

Die großen nationalen Kämpfe, beginnend mit dem Jahre 1918, jene furchtbare, an dramatischer Spannung reiche Zeit mit ihrem politischen Haß und dem nationalen Fanatismus, den Unmenschlichkeiten, begangen im 20. Jahrhundert christlicher Zeitrechnung, der ganzen Verworrenheit und der endlichen Zerreißung unserer gemeinsamen obererschlesischen Heimat reizten zu literarischen Behandlungen. Viele haben sich an diesem Stoff versucht, keinem aber ist der Wurf restlos gelungen! Naturgemäß rückt bei dieser Anzahl von Romanen das Nationale stark in den Vordergrund, doch hier und da merken wir deutlich die sozialen Motive mit-schwingen. Ohne uns an eine irgendwie bestimmte Rangordnung zu halten, nennen wir E. Janitscheks „Im umstrittenen Gebiet“, S. Köflers „Von den Lasten und Lüsten des Thomas Mark“, Emil Maxis „Tiefengold“, Hermann Falks „Kabatın“, Kurt Münzers „Mamuszka, der Roman einer Mutter“, Kurpiuns „Berthold Ringmanns Heim-

kehr“, Walter Schimmel-Falkenaus „Brand“ — in dem sich die Probleme Oberschlesiens nach der Teilung schon deutlicher abheben —, ferner Wilhelm Wirbißkys Romantrilogie „O S“ (I. Heimattreu; II. Segualtes Volk; III. Die blutende Grenze), schließlich Otto Flakes „Der gute Weg“, insofern auch bedeutungsvoll, als hier die Beurteilung der obereschlesischen Frage durch einen Grenzmarker des deutschen Westens offenbar wird. Wir fügen noch das 1933 erschienene Buch „Oberschlesien in Not“ von H. Wolfgang Emler hinzu.

Den Übergang zu jener Romangruppe, in der das nationale und soziale Moment ungefähr gleichwertig behandelt wird, bildet Arnold Bronnens damals heißumstrittener Roman „O S“. Jetzt beginnen jene Versuche, das obereschlesische Problem, das einen ganzen Fragenkomplex in sich beschließt, in seiner Totalität dichterisch zu formen und den Oberschlesien-Roman zu schaffen.

Unter solchem Gesichtswinkel gesehen, erweist sich Willibald Röhlers Roman „Sehnsucht ins Reich“ als ein erfreulicher Fortschritt. Mit lyrischer Feinheit, in dichterischer Abgeklärtheit und Ausgeglichenheit geht Röhler an das Problem heran und versucht den Typus des obereschlesischen Menschen zu gestalten: die hervorstechendsten Merkmale des Oberschlesiens sollen diesen Typ ergeben. Die Vielgestaltigkeit von Land und Volkstum tritt bei Röhler jedoch so stark zurück, daß man bei seinem Romanhelden das Gefühl des Konstruierten spürt: hier weiten sich allzu große Entfernungen zwischen Idee und Wirklichkeit.

Bleiben noch zu erwähnen jene Romane, die Abschnitte aus der obereschlesischen Geschichte zum Gegenstand besitzen, etwa Anna Bernards „Am Landestor“ (Hussitenzeit), Hugo Snielczyks Büchlein „Aus schweren Tagen“ (Verteidigung von Gleiwitz im Dreißigjährigen Kriege), Julianne von Stockhausens „Soldaten der Kaiserin“ (Friedrich der Große und Joseph II. in Neisse), Friedrich Raminskys „Des Bischofs Kapellmeister“ (Ditters von Dittersdorf), Alfred Novinskys „Im Feuerschein“ (Oppeln um 1830), Maria Petras „Herzschläge einer kleinen Stadt“ (Cosels Belagerung durch die Franzosen 1806/07) und Hugo Snielczyks „Das zerbrochene Ringlein“ (Eichendorff und die schöne Müllerstochter aus der Wyggommühle). Hier seien auch noch erwähnt Georg Pangers „Auf östlicher Erde“ und die köstlichen „Waldbücher“ von Hans Raboth, des obereschlesischen Löns, der leider viel zu wenig auch von unserer Jugend gekannt wird.

Sie alle zeigen eindeutig, wohin unser Oberschlesien kulturell hinneigt. Und wenn wir zum Schluß noch feststellen, daß das große Erlebnis des Weltkrieges den Oberschlesier als einen der besten Soldaten des deutschen Heeres erwiesen hat, dann muß jeder sachlich Urteilende die Tatsache anerkennen, daß unser Land keine Wurzeln im fremden Kulturboden zu schlagen vermochte. Werner Beumelburg hat in seinem Kriegsroman „Gruppe

W o s e m ü l l e r“ den Oberschlesier, wenn auch nicht ganz eindeutig, so doch im Kern richtig gesehen: auch der polnisch Sprechende Oberschlesier spürt keine innere Bindung an fremdes Volkstum; er gehört mit Leib und Seele Deutschland an, für das er alles zu opfern bereit ist. Noch stärker tritt dieses Zugehörigkeitsbewußtsein bei den Kriegsschilderungen ober-schlesischer Ver-fasser auf. Welch prächtige Gestalten in E r i c h H o i n k i s „F l a n d e r n - b u c h“, welch unzweifelhaftes Bekenntnis zum deutschen Volke in A l f r e d H e i n s V e r d u n - R o m a n und in seiner Erzählung „D i e E r - s t ü r m u n g d e s T o t e n M a n n 1 9 1 6“!

Wo hat die slawische Literatur auch nur e i n e n Roman aufzuweisen, der sich so eindringlich mit Oberschlesien beschäftigt wie etwa K u r p i u s „D e r M u t t e r B l u t“ oder die Bücher der H e r t h a P o h l oder die Romane von R ö h l e r? Es scheint gut, wenn auch wir Deutsche uns dieses erdrückende Beweis-material für das unbedingt deutsche Kulturgut Oberschlesiens einmal wieder vor Augen führen und der großen Welt bekanntmachen, damit wir und die anderen erkennen, daß Oberschlesien für uns Deutsche nicht ein nur vom materiellen und politischen Gesichtspunkte wertvolles Anhängsel, sondern Fleisch von unserem Fleische und Geist von unserem Geiste ist.



## Prof. Dr. Hans Zuchhold zum 60. Geburtstag

Von Dr. Scholz

Am 14. Juni vollendet einer unserer niederschlesischen Dichter, der in seiner geistigen Haltung und Lebensauffassung so ungemein Anziehendes besitzt und sein Leben als einer der Stillen im Lande meisterte, das 60. Lebensjahr: Prof. Dr. Hans Zuchhold.

Als zur Jahrhundertwende Franz Muncker in der Münchener Allgemeinen Zeitung schrieb: „Ich habe früher nie etwas von Hans Zuchhold gehört; einen Lyrikband, auf dem ein ganz fremder Name steht, nimmt man meist mit sehr geteilten Gefühlen zur Hand — aber wie groß ist dann auch die Freude, wenn man einen echten Dichter gefunden hat. Und das ist Hans Zuchhold. Ich möchte kein Prophet sein, aber ich glaube, daß er uns noch viel geben wird“, erkannte er ahnend den „Lyriker von stärkster Kraft und Empfindung und damit auch der Überzeugung“, als der er sich wenige Jahre nach dem Erscheinen seiner ersten Gedichtsammlung „Frau Sehnsucht“ (1900) durch eine schwelgende und so duftige und zarte Gefühlslyrik in dem schnell und längst vergriffenen Bändchen „Vor den Toren der seligen Gärten“ (1906) der weiten Öffentlichkeit bekannte. Schon den damaligen Interpretationen der Tagespresse wie der Liter. Rundschau zur Schwäbischen Tagwacht, der Petersburger Zeitung, der Deutschen Zeitung, der Rheinisch-Westfälischen Zeitung und darüber hinaus der Fachpresse bedeutet er ein *poetas laureatus*. So rühmt z. B. Konrad Falke in den Literarischen Monatsberichten der Pohnmeyer'schen Deutschen Monatschrift an seinen Gedichten: „Sie gleichen in ihrer sinnlichen Pracht voll-erschlossenen Blumen, die weniger mit Frühlingsdüften den Sommer von ferne ankünden, als ihn in seiner ganzen berausenden Fülle selbst geben.“ In seiner ungestüm empor-schwingenden Erotik empfinden wir leise die Nähe Richard Dehmels, und in seinen ausgeglichenen tief empfindsamen schlichten Weisen, so von Innigkeit und Wärme, von Klarheit und Schönheit des Bildes bis zum belebenden Wohlklang der Laute im gefundenen Wort eine seltsame Verbundenheit dem großen Theodor Storm. Berauscht und gefangen von solchen Eindrücken bestrickender Verse, deutete seine literarische Umgebung auf Romantik und künstlerische Individualität. Sie vergaß dabei, den Dichter selbst um die Wurzeln seiner schöpferischen Kraft zu befragen, sie übergang in ihrer kritischen Methode die nächstliegende einfache Frage: Woher hast Du die unerschöpfliche Fülle Deiner Bilder? Woher die Anregungen zu so feinsinniger Beobachtung, dem Sehen, Hören, Fühlen und Symbolisieren bis zur Höhe des Schwelgens im Überfluß bild- und klanglichen Reichtums? — „Jahre des Wanderns durch den Wald, des Ungebundenseins, der absoluten Freiheit haben mich mit der Natur so verbunden, daß wenige Kulturmenschen mich verstehen werden; denn ich bin mein Leben lang eins geblieben mit Wald, Wind, Welt, Himmel und Erde. Ich bin überhaupt nur als ein Stück Erde zu verstehen“, so antwortet auf die früher nie gestellte Frage heute der alte Meister des ewig jungen Liedes, das ihm die Natur sang und eingab und heute noch singt und schenkt. Sein Sommer reifte ihm,

nur die Ernte war hingehalten durch den Krieg. Der wirkte in seiner Seele die Spannungen, die nun den Soldaten Zuchhold zwingen zur Auseinandersetzung mit den Ewigkeitsgedanken des Ringens, Kämpfens, Siegens, Leidens und — Sterbens, und die ihm schließlich die immer wieder sich aufs neue verjüngende Kraft der Jugend gebaren, da sie nie nachließen und ihn dorthin trugen und befahlen, wo sein Vaterland ihn brauchte.

Gleich einer Zäsur, die das Mark des Verses nicht trifft, ihm aber einen anderen Rhythmus und eine neue Melodie geben kann, wird dem Dichter das Kriegserlebnis zur Wende in die Dichtung der Erzählung, des Romans und der Novelle. So ersteht schon während des Völkerringens 1917 der Roman der Kriegsgefangenschaftserlebnisse „Aus der Hölle empor“, wird bei Scherl verlegt und erscheint 1918 bereits in 2. Auflage (20—50 000), die auch längst vergriffen ist. Das persönliche Erleben beruft hier Zuchhold zum Rührer erschütternder Not und Schmach unserer feldgrauen Brüder da draußen in der Gefangenschaft unendlicher Landweiten des Ostens. Der Frontsoldat mit der heißen Vaterlandsliebe und der Heimmattreue im Herzen findet sich im Stil der Kriegsklassiker in Bildern zurecht, die uns einen tief ergreifenden Eindruck vermitteln. Dieses Thema kann ihn nicht mehr loslassen und zwingt ihn über ein Jahrzehnt später noch einmal ganz in seinen Bann, in die Arbeit an den „Vier Soldaten der Roten Armee“. Der Künstler zieht hier seine Register in meisterhaft wechselndem Spiel von Tod und Leben, Grauen und Idyll. Die Verneinung des Bolschewismus ist so unbedingt wie sein unbändiger Glaube an deutsches Wesen und deutsche Art. Der allein fesselte den an schwerer Verwundung fast Verbluteten nach elender Gefangenschaft ausgetauschten Invaliden an sein Soldatentum: Posen — Spandau — Essen — Solingen und schließlich noch Selbstschutz Oberschlesien, immer und immer wieder der Einsatz des Blutes für sein Volk! — einem Walter Flex im Geiste verwandt und ein Führer, beseelt wie der große Tote. — Es wundert da nicht, wenn eine Führernatur solchen Formats und von so hohen Geistesgaben als der Jugend Freund und Erzieher aus der Arbeit heraus 1926 zum Oberstudienrat ernannt und schon drei Jahre darauf als Oberstudiendirektor mit der Schulleitung betraut werden mußte. Neben dieser inneren Bindung zur Jugend gingen die zwanziger Jahre seiner Dichtung aber durchaus nicht verloren. Ihren künstlerischen Ausdruck finden unauslöschliche Eindrücke des Krieges und — die schlesische Heimat. Die hat es ihm ganz und gar angetan und regt ihm ans Herz und beruft ihn zu ihrem Maler in farbenprächtigen Bildern. Sie geben in ihrer Echtheit seinen Novellen gewissermaßen Hintergrund, Rahmen und die Füllung mit Leben und Blut. Sie sind nicht etwa nur Kulisse; sie müssen schlechthin da sein, um der Tragödie der Handlung tiefsten Ausdruck zu verleihen. Sie wirken ebensowenig als nur dichterisch-künstlerisches Mittel wie sie gleichsam unbewußt sich einweben zu ergreifendem Geschehen und in ihrer Natur steigern zu packender Wirklichkeit. Da ersteht uns „der Schwedenstein“ in seiner romantischen Umgebung mit Wald und Sonne und Licht und Liebesglück und Josephas Stern! Der leuchtet immer noch aus den letzten Stunden des Unterganges der beiden Versprochenen,

aus heulendem Sturm und beißender Kälte, aus „rieselndem“ Schnee „wie Dünen sand“, der „den beiden so seltsam Zusammengetriebenen in enger Umflechtung ein seltsames Grabmal grub“, herüber. Und wenn da oben „in den Waldbergen des Isergebirges, die gleich Meereswellen sich hintereinander aufwölben, . . . einer den Mut faßt, durchs Holz emporzusteigen, um die beiden auf dem Stein ganz nahe zu sehen, dann findet er das grauerwitterte Steingeröll leer, nur der Wind weht in den Gräsern, und das ist da oben, als spielte eine unsichtbare Hand in den Sommerlüften auf silberner Geige. Oder es ist, als sänge irgendwo eines Mädchens dunkle süße Stimme ein längst vergessenes und schönes Lied. Und es wispert und knistert um den Neugierigen herum, es faßt ihn an und zieht ihn fort von der Stelle, als dürfte er da nicht weilen. Niemand möchte da oben sein, wenn die Nacht aus den Mooren die Arme hebt.“ Düstern wie dieser tragische Konflikt, der den fröhlichen pfälzischen Reiter um das Herz der ihn über alles liebenden Bauerntochter zum Todfeinde des rachsüchtigen Knechtes macht, der die Liebenden in den Tod treibt, führt uns ein ähnliches Bild in das russische Feindesland. Hans Christoph wird der Retter Hanna Kosinas in letzter höchster Not, und „das Mädchen von Sdunska Wola“ wird ihm dadurch Schicksalsverbunden. Des deutschen Offiziers Aufrechtheit und Reinheit gewinnt ihm Kosinas Herz — „weil er aber sich bezwang und dem Kranz entsagte, gewann er ihn“. Die harte Sprache des zerstörenden Krieges schweigt in vorübergehenden Bildern des Glückes in Hingabe bis zur seelischen Vermählung und zertritt dann grausam in beider Geschick Tod, was die Stunden schenkten. Eine Tragödie von aufwühlender Wucht und Geschlossenheit mit dramatischen Ausdrucksformen der sittlichen Idee, dem Konflikt zur tragischen Schuld und dem Untergang in der Sühne tut sich uns hier auf, stärker als im „Schwedenstein“. Und erleben wir nun in der Erzählung „Der Blinde“, persönlicher Erinnerung Hans Zucholds, die Wiedergabe eines kleinen Ausschnittes vom Märtyrertum in Sibirien, ahnen und verstehen wir vielleicht diese unbewußt drängende Macht im Meister zur Novelle mit ausklingender Tragik: Der blinde Kamerad, der sich im Glücke fühlt auf dem Wege zur deutschen Heimat, erfährt gleich den anderen so schwer Verstümmelten von der Order zum Dableiben —: „Der Kranke warf sich hin und her, griff mit den Händen umher wie suchend, rief die Namen seiner Freunde laut, horchte, lachte, redete mit ihnen, weinte, in die Rissen sich vergrabend, richtete sich wieder auf, im Gesicht einen Schein wie ein Lächeln, und sagte: Deutschland! Und noch einmal: Deutschland! So als wenn ein Kind den Weihnachtsbaum sieht und nach ihm die Hände hebt.“ In erschütternder Kraft der Darstellung mit ihren Kontrasten der Verbannung und Heimkehr, des Winters und des Frühlings, des Lebens und des Sterbens kann da keiner mehr zu uns sprechen, als der Dichter, dessen Seele im Erlebnis mitschwang. — Solcher Wirklichkeitsnähe entgegengesetzt bewegt sich die Novelle „Der Schrei“. Mystische Dichtung geht in dieser Rahmenerzählung direkt von der schlesischen Gebirgslandschaft aus wie im Schwedenstein, und „der Schrei aus dem Nebel, so aus dem Unsichtbaren, so wie aus einer anderen Welt!“ gründet die weitere Handlung in der Baude. Über Sinnliches Geschehen, das die Vor-

ahnung steigert zum Fernsehen der bevorstehenden Katastrophe, schmelzt hier Landschaft und Handlung vollends zur Einheit. Den Dichter nun aber einen Mystiker nennen zu wollen, beansprucht die Novelle als einzigartige gar nicht. Wenn hier das Weben des Bildhaften, das geheimnisvolle Brodeln, sich Ballen und wieder Zerflattern geisterhaft spukender Nebel geheimnisvoll-schauerliche Visionen mit Formen und Leben grauenerregend füllte, fand es seinen epischen Gestalter nur in dem, der diese Berge eben wahrhaft kannte, ihnen auch in diesem Walten der ihr eigenen Natur aufs engste verbunden war. Solche Zeugnisse der genialen Vielseitigkeit des bildhaften Gestaltens wie „Der Schrei“ und alle anderen Schöpfungen, die hier infolge Raummangels leider nur andeutend genannt werden können, wie „Im Grenzkampf“, „Dimitris Hand“, „Die Mutter und das Kind“, „Der Pole“, „Der Retter“, „Frühlingstragödie“, „Der Gürtel“, „Wo ein Wille ist, ist ein Weg“ und nicht zuletzt das Drama „Ambrosius Bittchen“ wie auch sein letzter Roman „Das Vorbild“, den jetzt die Sonntags-Bildernummer der „Schlesischen Zeitung“ bringt — sie alle zusammengenommen ergeben das Bild des Eideten, der zu Hause ist in seiner Heimat und seinem Vaterlande mit der großen geschichtlichen Vergan-genheit.

Und erkennt und erlebt man das alles an ihm im Geiste und wandert heuer zum 60. Geburtstag dann mit ihm in seiner Lyrik von „Frau Sehnsucht“ und „Vor den Toren der seligen Gärten“ über „Drei Kränze“ zu der „Stille unter den Sternen“, erfährt man in ergreifender Tiefe sein Einmünden in Gottes Stille — Einssein mit der Natur.

Du mußt Dir erst entfliehen  
und ruhen erst im Nicht.  
Die ihre Augen schließen,  
die sehen in das Licht.



## Zum 50. Geburtstag

### Gertrud Kurowski, eine schlesische Romanschriftstellerin

Von Alexander Kirchner

Gertrud Kurowski vollendete am 10. Mai ihr 50. Lebensjahr. Sie konnte dabei auf eine umfangreiche schriftstellerische Betätigung zurückschauen, die wohl wert ist, eine ausführliche Würdigung zu erfahren. Der Neuerscheinungen auf dem Gebiete der „schönen Literatur“ sind alljährlich viele. Eine Statistik spricht von 2000 Romanen, die durchschnittlich jedes Jahr in Deutschland veröffentlicht werden. Sich in diesem gigantischen Wettbewerb zu behaupten, Werke zu schaffen, die sich über den schlichten Zeitungsroman erheben und vertrauende Buchverleger finden, ist unter diesen Umständen schon eine schwere Aufgabe für die strebenden Verfasser und „des Schweißes der Edlen wert“. Schwerer noch ist die, sich so auszuzeichnen, daß der dichterische Ruf über die Grenzen der Heimatprovinz hinausdringt und Widerhall im gesamten heimatlichen Blätterwalde findet. Wem „dieser große Wurf“ siebenmal gelungen ist, darf sich wohl in die Überzeugung hineinträumen, allgemeinere Beachtung gefunden zu haben. Dies ist bei Gertrud Kurowski der Fall. Das Hervortreten aus der großen Reihe der auf ähnlichem Gebiete Schaffenden wurde ihr allerdings auch durch den Umstand erleichtert, daß sie sich schließlich dem seltener beachteten und daher größere Aufmerksamkeit erzwingenden Arbeitsfelde des geschichtlichen Romans zuwandte. Nicht mit Unrecht genießen die in diesem Bereiche Tätigen höhere Anerkennung; erfordern doch ihre Arbeiten gewissenhafte und darum langwierige historische Vorstudien und setzen sie doch zudem ein feines Einfühlungsvermögen in den Geist sowie in die Anschauungs- und Ausdrucksweise des behandelten Zeitabschnittes voraus, wobei sie noch als ein übriges ein inniges Vertrautsein mit Sitte, Brauch und Tracht verlangen. Wenige Auserwählte pflegen sich daher auf diesem Gebiete zu betätigen, in der Gegenwart zum Beispiel Richard Schlemmer, der die Geschichte Bauzens in mehreren kraftvollen Romanen geschildert hat. Für die romantischen Züge der Geschichte unserer engeren Heimat aber ist Gertrud Kurowski dichterische Ausbeuterin und Ausdeuterin geworden.

Erst als reife Frau ist sie in die Reihe der Schriftstellerinnen getreten. Der 1918 erfolgte Übergang ihrer damaligen Wahlheimat Posen in polnische Hände brachte ihr jene tiefe seelische Erschütterung, die ihr die Feder in die Hand zwang. „Was das Herz voll ist, des geht der Mund über!“ sagt schon der Volksmund. Dem Dichter aber „gab ein Gott, zu sagen, was er leidet“. Wie Johanna von Holtzhausen der Tod eines geliebten Kindes zur Dichterin machte, so Gertrud Kurowski der Schmerz um Deutschlands Fall. Wie die Romantiker sich einstmals vor den Bitternissen ihrer Zeit in die stolze Kaiserherrlichkeit des deutschen Mittelalters flüchteten, so suchte und fand auch sie in der Vergangenheit Trost. In glühender Phantasie schuf sie damals

als erstes Werk den biblischen Roman „Um eine Königskrone“, der in der Kühnheit der Erfindung, der Schönheit der orientalisches anmutenden Sprache und der Kraft der Gestaltung vielleicht ihre stärkste Arbeit darstellt. Nachdem sie in ihrem zweiten Roman, „Die Sünden anderer“, ihrem Schmerze um die verlorene zweite Heimat Ausdruck gegeben hatte, schrieb sie in einer fruchtbaren Schaffensperiode von insgesamt sechzehn Jahren noch fünfzehn weitere Romane, deren erfolgreichster „Norbert Errings große Schuld“ blieb. Er erschien in sieben deutschen Tageszeitungen, erlangte in Buchform eine Verbreitung in 50 000 Exemplaren und wurde sogar ins Tschechische übersetzt.

Aus der Zahl ihrer übrigen Gesellschaftsromane mögen noch „Leo Alskotts Schicksal“, die Lieblingsarbeit Gertrud Kurowskis, und „Dennis Erskin“ hervorgehoben werden. Der letztgenannte erhält übrigens dadurch eine besondere Note, daß die Autorin in ihm ihre reichen Erfahrungen auf dem Gebiete englischer Jugendziehung verwertet.

Ihre besondere Eigenart aber und zugleich ihre Bedeutung für die schlesische Dichtung gewann Gertrud Kurowski erst, als sie sich ausgesprochen heimatischen Stoffen zuwandte. Ihre fünf letzten größeren Arbeiten hoben sie erst so recht aus der Schar der Tageschriftsteller hervor und machten sie zur Heimatdichterin. Sie enthalten durchweg eine mit großem Geschick gestaltete und abenteuerreiche Handlung, die sich vor dem gewaltigen Hintergrunde eines wichtigen Abschnitts aus der Geschichte Schlesiens und Breslaus abrollt. In der ersten, dem „Edelknaben von Andechs“, wird uns das segensreiche Wirken St. Hedwigs in Breslau, Trebnitz und auf der Burg Lähnhaus nahegebracht. Mit feinem Takt entledigt sich Gertrud Kurowski dabei der heiklen Aufgabe, Wort und Handeln der später heiliggesprochenen Herzogin in den Rahmen alltäglichen Geschehens zu spannen. Die mit kluger Berechnung erfundene Gestalt des Trägers der Handlung ermöglicht es der Autorin überdies, zwei andere romantisch-tragische Erlebnisse der Fürstin Hedwig, deren Schauplätze weitab liegen, in die Handlung des Romans einzubeziehen: den Tod Philipps von Schwaben in Bamberg, herbeigeführt durch Otto von Wittelsbach, den Verlobten der Tochter Hedwigs, und die Ermordung der Königin Gertrud von Ungarn, der jüngeren Schwester der Breslauer Herzogin. Ihr zweiter Geschichtsroman, der „Verrat am Herzog“, läßt uns die wirren Zusammenhänge erkennen, die später Breslaus Anschluß an die Krone Böhmen zur Folge hatten. „Die Ritter vom Seiersberg“ geben der Autorin Gelegenheit, uns einen fesselnden Einblick in die Henkersbräuche und in das verwickelte Rechtswesen im mittelalterlichen Schlesien zu verschaffen. Die abenteuerliche Handlung gipfelt dabei in der Zerstörung der Jobtenburg durch Breslaus Bürger. Der Roman „Die immer offene Tür“ nimmt den Breslauer Tuchmacheraufstand vom Jahre 1418, Kaiser Sigismunds Bestrafung der Auführer und die hussitischen Wirren im gleichen Zeitraume zum geschichtlichen Vorwurf, und in „Heinz Dompnig“ verwebt Gertrud Kurowski geschickt die romantische Maria Krebil-Legende mit dem tragischen Falle des für Breslaus Geschichte um das Ende des 15. Jahrhunderts bedeutsamen Landeshauptmanns Dompnig.

Zwar nimmt die Verfasserin in diesen ihren Arbeiten für sich das Recht in Anspruch, zwischen den historischen Ereignissen lesen und sich dem Einfluß vorgefundener geschichtlicher Meinungen entziehen zu dürfen. Dennoch scheint sie von diesem Rechte nur unwesentlichen Gebrauch gemacht zu haben. Dabei weiß sie die — namentlich in der Zeit der schlesischen Kriegen — oft verwirrten und einander überschneidenden geschichtlichen Vorgänge klar und sichtlich darzustellen. Die unbedingt nötige historische Grundlage gibt sie nirgends in breiter lehrhafter Ausführung, wie wir dies zum Nachteil der Gesamtwirkung sogar bei Walter Scott und Willibald Alexis finden, sondern geschickt in den Dialog eingeflochten. Das mit männlicher Kühnheit gestaltete Abenteuerliche vermittelt niemals den Eindruck der Unwahrscheinlichkeit. Die Fäden der Handlung verweben sich durchaus zwanglos, und die einzelnen Teilhandlungen werden klug an geeigneter Stelle vorbereitet. Die Eigenart der Autorin aber besteht darin, daß die Helden ihrer Romane durchweg nur Jünglinge sind, deren edelster immer durch Leiden und Dulden in stillem Heldentum den Sieg erringt. Gertrud Kurowskis geschichtliche Romane bedeuten für unseren engeren Heimatsbereich ungefähr das gleiche, was Gustav Freytags „Ahnen“ für die Kulturgeschichte unseres deutschen Vaterlandes darstellen. Ein äußerlicher Unterschied zwischen den beiden Werkreihen ist insofern festzustellen, als Gertrud Kurowski bei der ihren auf den die einzelnen Romane verbindenden „roten Fäden“ verzichtet, dessen sich Gustav Freytag bedient.

So romantisch übrigens die Jubilarin empfindet und schreibt, so schlicht ist ihr bisheriger Lebensgang gewesen. Als einziges Kind wohlhabender Eltern 1886 in Breslau geboren, kannte sie während einer glückvollen Jugend kaum unerfüllte Wünsche. 1913 vermählte sie sich mit dem damals im Schuldienste der Stadt Posen tätigen, jetzt seit Jahren an der Breslauer Joseph-Görres-Schule wirkenden Mittelschullehrer Kaver Kurowski, dessen Begeisterung für alles Kunststreben dem dichterischen Wirken seiner Gattin jede nur immer mögliche Förderung angedeihen läßt.

Mögen der Dichterin noch lange Jahre friedvollen und erfolgreichen Schaffens im Dienste der Heimat beschieden sein!



## Im Wohlauer Obergerbiet

### Erste Zuckersfabrik, Naturdenkmäler, Fauche, Barde

Von Richard Juhnke in Wohlau

Am Südhang der Winziger Höhen zwischen den beiden Dörfern Herrmotschelnitz und Mönchmotschelnitz liegt unmittelbar an der Kunststraße auf einer kleinen Anhöhe ein bescheidener Dorffriedhof. Wanderer, der du hier einen Augenblick ausruhst und deine Blicke über das weite Tal nach Süden schweifen läßt, ahnst du wohl, daß auf diesem Friedhofs die sterblichen Reste eines großen Deutschen ruhen, der uns freigemacht hat von der Einfuhr eines unentbehrlichen Nährstoffes, der uns gelehrt hat, aus einer heimischen Pflanze den Zucker zu gewinnen, den man früher aus fremden Erdteilen herbeischaffen mußte? Willst du Aufschluß haben über den Namen dieses Deutschen, so lenke deine Schritte auf den Friedhof. Du statest damit auch deinen Dank ab einem Manne, der schon vor mehr als hundert Jahren an der Aufgabe arbeitete, die Ernährung des deutschen Volkes auf der eigenen Scholle zu sichern. Unter den wenigen Gräbern wird dir sofort ein Grab mit Eisengitter und großem Denkstein auffallen. Du liest auf diesem die Worte:

„Franz Carl Achard, Director der Königl. Academie der Wissenschaften zu Berlin, Mitglied mehrerer In- und Ausländischen Gelehrten Societäten und Ritterguths-Besitzer auf Ober- und Nieder-Cunern. Geboren zu Berlin 1753 den 28. April. Gestorben zu Cunern 1821 den 20. April.“

Schwieriger ist die Inschrift auf der Grabplatte zu entziffern, da sie durch die Witterung und die Haftwurzeln des Efeus mitgenommen ist. Du liest:

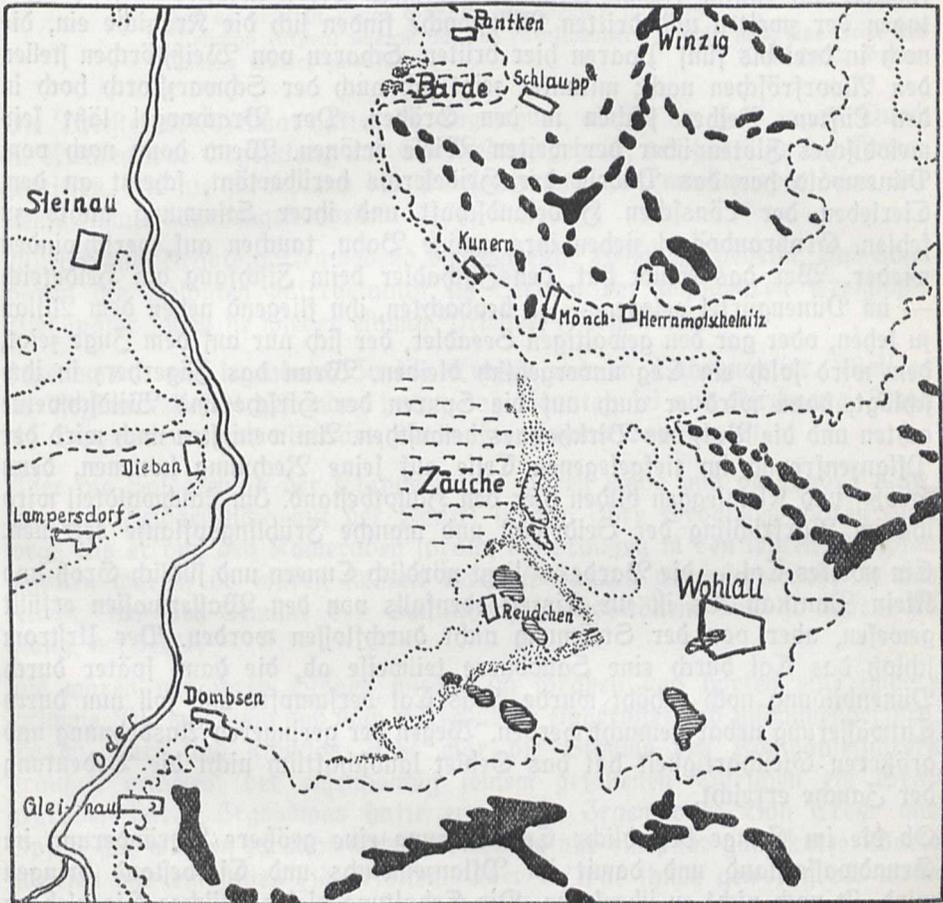
„Dem Begründer der deutschen Zuckerindustrie. — Der Verein für die Rübenzucker-Industrie des Deutschen Reiches 1886.“

Eine lebenswichtige, weit verbreitete Industrie hat hier ihrem Begründer ein Grabdenkmal gesetzt. Weit war der Weg von der Runkelrübe mit geringem Zuckergehalt zur heutigen hochprozentigen Zuckerrübe. Den Zuckergehalt der Runkelrübe hatte 1747 zuerst Marggraf, Achards Lehrer, nachgewiesen. Die praktischen Versuche zur Heranzüchtung einer Zuckerrübe und der Zuckergewinnung übernahm Achard auf seinem Gute Caulsdorf bei Berlin. Im Jahre 1799 konnte er dem König Friedrich Wilhelm III. das Wesentliche seiner Erfindungen unterbreiten und 1800 den ersten Hut Zucker überreichen. Nachdem die Prüfung unter staatlicher Aufsicht günstig verlaufen war, erhielt Achard ein Darlehn von 50 000 Talern, wofür er das Gut Cunern unweit Mönchmotschelnitz erstand und 1801 hier die erste Zuckersfabrik erbaute. Sie kam im März 1802 in Betrieb, wurde aber wenige Jahre später im Kriege zerstört. 1810 wurde die Zuckersfabrik soweit wieder hergerichtet, um als Lehranstalt dienen zu können. Heute ist sie ein Wirtschaftsgebäude, das nur durch den großen Schornstein noch an die einstige Aufgabe erinnert. Als erste Rübenzuckerfabrik der Welt mußte sie auch kommenden Geschlechtern erhalten bleiben.

Das benachbarte Mönchmotschelnitz ruft in uns die Erinnerung wach an die ersten Pioniere des Deutschtums im schlesischen Lande. Dem alten Gutshause sieht man es kaum an, daß es einst der Sommersitz der Abte des Klosters Leubus war. Allein die Anordnung der Fenster im Nordflügel läßt auf einen kirchlichen Raum im Hause schließen. Unter den schattigen Linden, die vom Gutshause zum Park führen, werden sie oft gewandelt sein an dem wasserreichen Quellbach entlang durch den prächtigen Naturpark bis zum Ende der Schlucht und des Parkes, wo die gewaltigen drei Buchen stehen, die ältesten Schlesiens. Die abgebildete östliche mit fast 6 Meter Umfang (am Boden und in 2½ Meter Höhe gegen 8 Meter) sandte bis vor kurzem einen fast 10 Meter langen Ast in die Erde, der sich nach unterirdischem Verlaufe wieder erhob und noch 10 Meter anstieg. Eine noch schönere alleinstehende Buche ist vor einigen Jahren vom Feuerschwamm vollständig zerstört worden. Auch stattliche Eichen, Kiefern und Erlen stehen im Park und den benachbarten Wäldern. Einen noch größeren Umfang hat eine Eiche in der Oderniederung bei Wilhelminenthal südlich Röben. Als „Bittereiche“ ist sie bekannt und mit ihren 8 Metern Stammumfang der stärkste Baum der Gegend. Seit einigen Jahren begann sie einzugehen, und Dohlen fanden in den Hohlräumen eine Brutstätte. Nachdem der Baum vollständig abgestorben ist, mußten die übertragenden Äste entfernt werden, um Menschen und Tiere nicht zu gefährden. Noch voll im frischen Wachstum stehen oberhalb dieser Stelle im sogenannten Eichert Gruppen prächtiger Wacholder von mehr als 8 Meter Höhe.

Wer die Wohlauler Gegend erst kennen und lieben gelernt hat, dem werden es nicht nur die kulturgeschichtlichen Stätten und einzelne Naturdenkmäler angetan haben, sondern den wird die Landschaft gefangennehmen, im Bannkreis halten und nicht mehr loslassen. Weit breitet sich im Westen der Stadt Wohlau ein Tal aus, das erst am jenseitigen Ufer der Oder am Steilhang bei Diebau seinen Abschluß findet und im Norden von den Winziger Höhen, im Süden von dem Leubuser Höhenzug begrenzt wird. Einst — zur Eiszeit — rauschten hier die Fluten des gewaltigen Gletscherstromes hinein, der sich nach der Einengung bei Leubus auf 4 bis 5 Kilometer zu behäbiger, mehr als doppelter Breite erweitern konnte. Im flachen und ruhiger fließenden Wasser setzten sich auf ganzer Breite die mitgeführten feinen Sande ab, am Rande des strömenden Wassers Sandmassen von gröberem Korn. Die flache Eiszeitkuppe in der Mitte des Tales bei Neudchen wirkte hierbei wie ein Bühnenkopf. Als dann nach Abfluß des Wassers der Wind den Feinsand in Bewegung setzte, fand er seinen ersten Halt an den Sandanschwemmungen der alten Uferlinie im mittleren Teile des Tales, und er wurde hier zu Dünen aufgeweht. So spannt sich jetzt im flachen Bogen eine 12 Kilometer lange Dünenkette durch das Tal, dieses in einen östlichen und westlichen Abschnitt gliedernd. Die Dünen im Südtel des Tales sind dammartige Strichdünen; nördlich und östlich Neudchens haben sich quer zur herrschenden Windrichtung Sicheldünen (Bogendünen) entwickelt. Westlich der Bogendünen ist das Gelände durch die Strömung des Urstromes und die darauffolgende Auswehung durch Westwinde besonders eingetieft und daher heute ein Sumpfbereich. Dies ist die Zauche. Nach einer Karte aus dem 17. Jahrhundert

(um 1640) befand sich hier ein großer Teich. Eine Karte aus dem Hohmannschen Atlas (1736) zeigt die Umrisse eines 5 Kilometer langen Teiches mit der Bezeichnung: Unbewässertter sogenannter Großteich. Heute ist die Zauche eine Landschaftsform eigener Art, die gleichwertig der Luge im Bartschtal und einigen Stellen der niederschlesischen Heide an die Seite gestellt werden kann.



Moränenhügel i. Tal.



Moränenhügel der Höhen.



Dünen.



Sumpf, Bruchwald.



Teich.

Kilometerweit erstrecken sich Erlenbruchwälder, daneben ebensoweit ausgedehnte Wiesenflächen. In den breiten, gradlinigen Gräben, die aus der Zeit der Melioration um 1871 stammen, steht das Wasser, zur Frühlingszeit auch häufig auf den Wiesenflächen, belebt von Scharen von Enten. Im Bruchwald stehen die Erlen auf Stelzwurzeln. Ihre Stämme sind am Grunde mit dicken Polstern des Weißmooses umgeben. Zahlreiche Bulten von Großseggen, zwischen denen überall das Wasser blinkt, teilen den Raum zwischen

den Stämmen auf. Wo das Gelände ein wenig höher liegt, löst die Kleinseggenwiese den Bruchwald ab. Laub- und Nadelwald umschließt in weitem Ringe die ganze Sumpf- und Wiesenlandschaft.

Der Eigenart der Landschaft entspricht die Zusammensetzung der Tierwelt. Wie in einer Oase in der Wüste die Singvögel, haben sich hier die Kulturflüchter auf engem Raume zusammengedrängt. Schon in den Vorfrühlings- tagen der zweiten und dritten Märzwoche finden sich die Kraniche ein, die noch in drei bis fünf Paaren hier brüten. Scharen von Weißstörchen stellen den Moorfröschen nach; mitunter zeigt sich auch der Schwarzstorch hoch in den Lüften. Reiher fischen in den Gräben. Der Brachvogel läßt sein melodisches Flöten über der weiten Wiese ertönen. Wenn dann noch vom Dünenwald her das Dudeln der Heidelerche herübertönt, scheint an dem Tierleben der Lösschen Heide-landschaft und ihrer Stimmung nichts zu fehlen. Großraubvögel ziehen ihre ruhige Bahn, tauchen auf, verschwinden wieder. Wer das Glück hat, den Fischadler beim Fischfang am Heideteich — im Dünengürtel gelegen — zu beobachten, ihn fliegend neben dem Milan zu sehen, oder gar den gewaltigen Seeadler, der sich nur auf dem Zuge zeigt, dem wird solch ein Tag unvergeßlich bleiben. Wenn das Jägerherz in ihm schlägt, dann wird er auch auf die Spuren der Hirsche und Wildschweine achten und die Balz des Birkhahnes belauschen. Am wenigsten noch wird der Pflanzenfreund im tiefgelegenen Teile auf seine Rechnung kommen, denn Groß- und Kleinseggen bilden hier den Hauptbestand. Im Laubwaldteil wird ihn im Vorfrühling der Seidelbast und manche Frühlingspflanze erfreuen.

Ein zweites Tal — die Barde — liegt nördlich Cunern und südlich Groß und Klein Pantkau. Es ist zur Eiszeit ebenfalls von den Wassermassen erfüllt gewesen, aber von der Strömung nicht durchflossen worden. Der Urstrom schloß das Tal durch eine Sandbarre teilweise ab, die dann später durch Dünenbildung noch erhöht wurde. Das Tal versumpfte und soll nun durch Entwässerung urbar gemacht werden. Wegen der geringeren Ausdehnung und größeren Gleichartigkeit hat das Gebiet landschaftlich nicht die Bedeutung der Zauche erreicht.

Ob die im Gange befindliche Entwässerung eine größere Veränderung im Grundwasserstand und damit im Pflanzenwuchs und Tierbestand bringen wird, ist noch nicht zu übersehen. Die Erhaltung dieses Stückes Eigenlebens im Zauchengebiet, das auch nach der Entwässerung für die Siedlung nicht in Frage kommt, ist jedoch dringend erwünscht. Die Zauche möge auch weiterhin bleiben eine Oase für Kulturflüchter, eine nie versiegende Quelle für Naturforscher, ein Jungbrunnen für Naturfreunde.

# Gott im Graben

Von Bernhard von Volkmann Leander

Unsere Aufgabe ist nicht eine nationale Religion zu schaffen, Religionen werden nie geschaffen, sondern stets offenbart . . . Nur der Genius bringt Ideen, und der religiöse Genius die religiösen Ideen und auch der Staat hat es nicht in seiner Gewalt, den Genius zu rufen . . . Religion entsteht überall da, wo Menschenherzen fähig sind, eine Seite des Lebens Gottes zu erfassen. Paul de la Garde.

Die Priester der Heimat hatten sie eingeseget, als sie ins Feld zogen. Durch die Kirchen war Orgelklang und Chorgesang gehallt, der hatte an die Herzen gegriffen, wie nie zuvor, und die Priesterstimme war merkwürdig dünn und menschenhaft danebengestanden.

Mütter und Bräute hatten bebend um siegreiche Heimkehr gebetet. Und dann waren die Soldaten untergetaucht im Strudel der unsagbaren Ereignisse. Viel später sahen sie wieder einmal Priester, Feldgeistliche.

Irgendwann und irgendwo. In der Etappe und im Ruhequartier. Weil es im Regimentsbefehl gestanden hatte, daß Sonntag sei und Kirchgang. Denn die Etappenleute und Militärs, die wußten, wann Sonntag ist.

Aber die Soldaten in der Stappenkirche waren müde und verstanden nicht, was der Feldgeistliche auf der Kanzel sprach. Ihre Gedanken waren weit weg. Als er von den Kameraden sprach, die draußen in den letzten Kämpfen gefallen waren, da waren sie mit ihren Gedanken gar nicht mehr in der Kirche, und die Stimme des Geistlichen, so wohlklingend und so warm sie klang, verwehte.

Sie waren mit ihren Sinnen wieder im Graben und hörten eine andere Stimme. Die war jung und doch merkwürdig eingerostet und zusammengerissen. Knapp, hart und kunstlos. Das war die Stimme des Kompanieführers draußen gewesen, der eigenhändig seinem gefallenem Burschen ein Grab gegraben hatte. Irgendwas hatte er gesagt. Irgendwas. Von Treue und Opfer. Sie wußten es nicht mehr. Es waren nur ein paar ganz kurze Worte gewesen und ein stilles Händefaltn. Aber es war ihnen gewesen, als wenn Gott mitten unter ihnen gestanden hätte. Und tags darauf war der Leutnant nicht mehr da.

Man hatte nur noch erzählt, daß eine 38-Zentimeter-Granate dort eingeschlagen war, wo er als letzter unter Gefallenen das Maschinengewehr bedient hatte. Und sie selbst waren abgelöst, und das Stück Erde, wo sie einmal Wochen hindurch gekämpft und gelebt hatten, war aufgegeben worden. Weil es kein Graben mehr war. Sondern ein Trichterfeld, mit zerrissenen Fetzen von Stacheldraht, Ausrüstungsstücken, Balken und Menschenleibern.

Der Bataillonskommandeur hatte einen Zettel in der Tasche: „Umgehend zu berichten, warum der Graben im Abschnitt C 1 am Flintwäldchen aufgegeben sei?“ Er ging herum mit einem Gesicht, so starr, daß es wie aus Eisen

geschmiedet schien. Aber dem Befreiten Schult, der die Reste der Kompanie zurückgeführt hatte, dem hatte er eine Kiste Zigarren geschenkt und ihm einen Urlaubspañ nach der Heimat gegeben und dazu einen Brief an die Frau Major.

Davon hatte man gesprochen, als sie entlaßt wurden. Die Leute von den anderen Bataillonen sagten: „Bei eurem Bataillon möchten wir auch sein.“ Es mußte wohl „gut“ bei diesem Bataillon sein, trotz der schrecklichen Verluste.

Dies alles ging durch die Hirne und Herzen der Soldaten in der Etappenkirche, und sie dachten der Toten draußen und der Lebenden daheim — und daß sie nie mehr heimkommen würden.

Denn für den Soldaten war diese Welt anders geworden. Ihre Heimat war nur der Graben, in den sie zurückflohen, mit einem zerrissenen Gefühl, wenn sie einmal zu Hause im alten Deutschland auf Urlaub gewesen waren. Zurückflohen in die Welt des Granatfeuers, der nassen Unterstände, der Läuse und des Hungers, dort wo der Soldatengeist und Soldatengott Herr war, nur fort aus der Heimat, mit ihren Militärs, ihren Krämerseelen und all dem seelischen Dreck, der tausendfach schlimmer war als der Schlamm im Graben. — So denken Soldaten.

Gewiß ist hier und da einer gefallen mit einem Fluch auf den Lippen, wie es Hellmut Stellrecht von einem erzählt\*): „Er hat an nichts mehr geglaubt, als an den Dreck, der aus ihm quoll, weil er den Gestank riechen konnte.“ Andere starben, wie jener Leutnant Freiherr von Manteuffel, der nur noch sagte: „Nun faltet mir meine Hände, ich will als Christ und als Soldat sterben.“ Und wieder andere blieben, wie sie ihr Lebtag gewesen waren, starben wie der freche Fähnrich, der mit letztem Spott sagte: „Herrschaften, ich glaube, ich verreckel!“ Und dann war es aus mit ihm.

Aber die Totenreißer waren still geworden, und man sah Soldaten vor zersplitterten Kreuzifixen in zerschossenen Kirchen und mit ihrem Gott Zwiegesprache halten, einsam und still.

An all den Kreuzifixen in den fremden Kirchen sahen die betenden Soldaten einen Heiland angeschlagen, der trug nicht die artfremden Züge eines Juden.

Diese Züge trug wohl auf den alten Kirchenbildern der Teufel, der die Heiligen versuchte. Diese Züge trug der Verräter Judas Ischarioth und oben am Kirchendach auf gierigen Hälsen die zu Gesichtern geformten gotischen Wasserspeier. Aber dieser Heiland hatte ein schmales nordisches Gesicht mit einem Zug der unendlichen Güte und des tapferen Leidens. Das, fühlten sie, war ihre und nicht fremde Art.

Diesen Blick, schon überirdisch verklärt, hatten die Soldaten auf so manchem Antlitz gesehen, draußen im Graben, wenn einer der Kampfgenossen mit einem letzten Seufzer hinüberging. Und an etwas anderes gemahnte der Heiland mit den segnend ausgebreiteten Armen die deutschen Soldaten. Sie mußten an den einsamen Ackersmann in der Heimat denken, der langsam und wie

\*) „Trotz allem“. Ein Buch der Front von Hellmut Stellrecht.

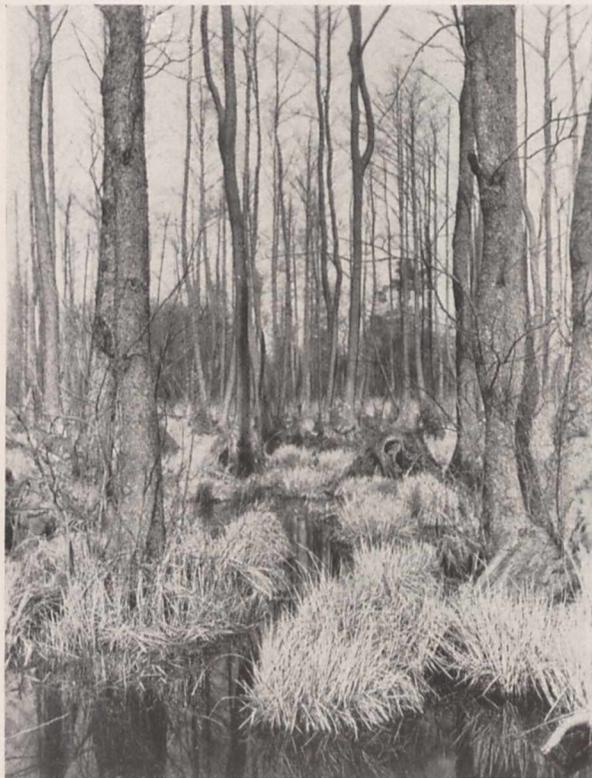


Erste Zuckerrübenfabrik der Welt  
Kunern, Kreis Wohlau (Schlesien)

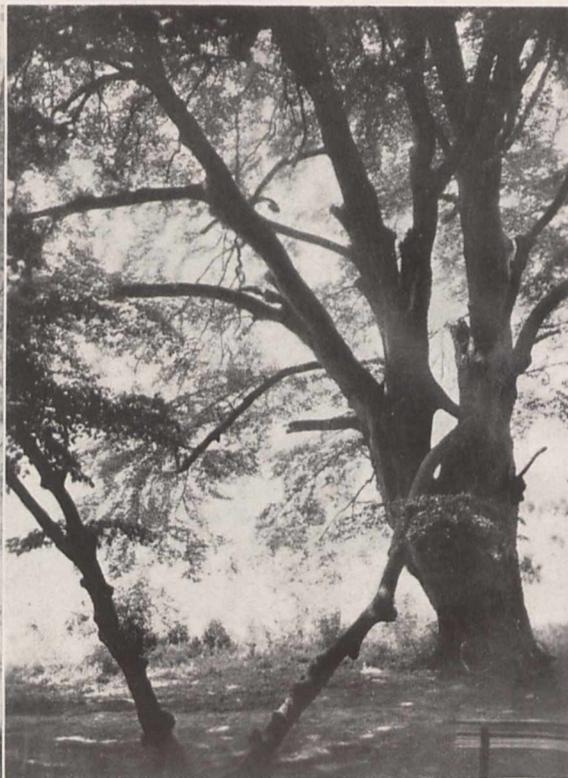
Aufnahmen: R. Juhnke



Grab des Franz Carl Achard  
Begründer der deutschen Zuckerindustrie



Sumpfwald:  
Zauche, Kreis Wohlau



Älteste Rotbuche Schlesiens  
Mönchmotschelnitz, Kreis Wohlau

Aufnahmen: R. Juhnke

Wachholder von 10 m Höhe  
bei Wilhelminental, Kreis Wohlau

Geschützte Eiche bei Nährschütz (Wilhelminental)  
kurz vor der Niederlegung (27. 4. 33)



feierlich über die braunen Acker schritt und mit weitem Schwunge die Saat streute, als wenn er das Land segnen wollte. Sie fühlten, sie waren selbst die Saat. Das Leben und das Sterben hier draußen im Graben, das mußte einmal Frucht tragen, irgendwann. — Später einmal, für die Zukunft, für die Kinder — vielleicht erst für die Enkel.

Da wurden sie still und harrten des Geschickes, das ihnen der Soldatengott zuteil werden lassen wollte.

Die Zote und die Gemeinheit floh aus dem Ernst des Grabens zu den Militärs in der Etappe, wenn jene bei den fremden Weibern Kurzweil suchten.

Denn wo es um Leben und Sterben geht, wird aus dem Rauhesten ein frommer Soldat. Aber das ist eine Frommheit, die weder mit der Kirche noch mit deren Lehre etwas zu tun hat. Eine Frommheit, die ihren eigenen Schlachten- und Soldatengott hat.

Es ist die Frommheit und Gutheit der „frumben“ Landsknechte, das „frisch, fromm, fröhlich, frei“ der Turner. Eine Frommheit, die mit Frömmerei nichts zu tun hat.

Das ist die Frommheit, die der Gott der Schlachten, der Kämpfer, der Soldaten meint. „Ein gute Wehr und Waffen“ wie Dr. Martinus singt.

Freilich, es gab auch Feldgeistliche mit Kämpferherzen, die dorthin gingen, wo der Gott der Schlachten war. Das waren auch jene, die wir Soldaten verstanden und die uns verstanden. Aber es waren und es sind auch heute ihrer nicht genug. Dieser Soldatengott war nicht jener, zu dem die ganze Christenheit auf Erden betete. — Ob schon es doch auch unser Herr und Heiland war. Denn sie beteten zu ihm: „Laß die a n d e r e n sterben! und laß uns leben!“

Sie beteten ja alle die vielen Millionen, die die Entente aufbot, geführt vom allerchristlichsten Frankreich, zu ihm, dem Sekreuzigten. Alle aber schrien: „Gib uns den Sieg, nicht den Boches, den Hunnen, den Barbaren!“ Alle Mütter flehten: „Laß die anderen sterben, aber laß mir meinen Sohn, laß mir meinen Gatten!“ Und ebenso waren in Deutschland die Kirchen voller Menschen und die Spießer riefen: „Gott strafe England!“, weil die Geschäfte nicht mehr gingen. — — —

„Du sollst nicht töten!“ so hatte es doch auf den Tafeln gestanden und der Aristokrat Nietzsche hatte gerufen: „Zerbrecht mir, zerbrecht mir die alten Tafeln!“

Die ganze Welt betete um Sieg und siegreiche Heimkehr.

Eine christliche Nation gegen die andere. Und die ganze Welt schrie: „Tötet, tötet Eure Feinde!“

Die Lehre dagegen forderte: „Liebet Eure Feinde, segnet, die Euch fluchen!“ Und doch segneten Priester aller Länder Waffen, Maschinen, Geräte und Soldaten, die töten sollten.

Bomben fielen auf friedliche Städte, Frauen und Kinder wurden erschlagen. Die es taten, wurden als Mörder verschrien von ihren Segnern. Und die, die „Mörder“ schrien, standen wohl selbst am Geschütz und sandten den Tod in eine fremde Stadt. Die alten Tafeln waren zerbrochen.

Millionen starben und kein Priester stand bei ihnen, und doch ist Heldentod: „Heiligentod“.

Sie alle opferten ihr Leben für andere, wie es einmal der Sekreuzigte getan hatte. Alle! Freund und Feind! Da wurden manche unsicher, die ihr eigenes Leben nur immer vom Standpunkt der Zweckmäßigkeit aus betrachtet hatten. Auch Starken und Uneigennütigen kroch der Gedanke ins Herz, es möchte dies große Sterben umsonst gewesen sein. — Die Artfremden zogen aber dies heilige Soldatentum in den Schmutz und schrieben: „Die Soldaten seien auf dem Felde der Unehre und für einen Dreck gefallen.“

Fern vom Soldatentod und Soldatengott schrien sie über Völkermord und Freveltat. Sie kreischten, der Kampf müsse aufhören, man müsse einen Frieden haben, aber nicht einen Frieden, der Befriedigung gibt und Freude. Sondern sie wollten nur wieder fette Bäume haben und nach Herzenslust das Tier in sich zufriedenstellen. Denn diese satte Zufriedenheit, das war ihr Frieden, das nannten sie „gut“ und einen „Gottes“frieden. Sie nahmen sich alte Weiber in Weiber- und Männerrocken und Gefindel und ewige Händler und hetzten gegen alles Heldische, hingen sich die zerbrochenen Tafeln um den Hals und die ganze pazifistische Journaille log, dies Blutvergießen sei unchristlich. Aber Gott ließ den Kampf bis ans Ende gehen. Wenn es auch, von innen wie von außen, kein „guter“ und kein „göttlicher“, kein ehrlicher und kein ehrenbringender Kampf mehr war, so viel auch „Krieg dem Kriege“ und „Nie wieder Krieg“ geschrien wurde.

Als aber der Krieg zu Ende war, gingen die Militärs in die Kirchen, die Händler an den Handel, die Hetzer hetzten weiter zu unehrlichem Kampf und die Artfremden plünderten die Welt weiter aus. Der Soldatengott aber blieb draußen, wo die vielen braunen und weißen Holzkreuze stehen, wo das Land verwüstet und einsam ist. Einsam, wie die Heide, in die die nordischen Heiden flohen, weil sie keinen Glauben annehmen wollten, nach welchem alle Menschen und Völker gleich seien und der Kampf ein Unrecht. Denn die Heiden wußten, daß der gütige Gott die Ungleichheit und den Kampf schuf. Den Soldaten aber nahm man die letzte Ehre, die Waffen, mit denen sie ihren guten Kampf gekämpft hatten.

Aber die Herzen konnten sie ihnen nicht nehmen, auch nicht die Arme, die ihr Gott ihnen zum Kämpfen gegeben hatte. So nahmen sie denn ein Stückchen ihres Gottes aus dem Graben in ihren Herzen mit. Und wenn sie fern vom Lärm der Geschäftigen und Geschäftemachenden waren, da hielten sie wieder mit ihm Zwiegespräche und beichteten ihm, wenn sie nicht „gut“ und stark genug im Kampf um den Alltag gewesen waren. So blieb denn der Soldatengott bei den Soldaten. Sie sprachen mit keinem darüber, daß sie diesen Schatz bei sich trugen. Sie sprachen auch nicht von alle dem, was sie draußen erlebt,

gelitten und geleistet hatten. Aber der Geist aus dem Graben durchdrang ihre ärmlichen Wohnstätten, wuchs und wurde mächtig in den Herzen und Hirnen ihrer blonden Rinderschar. Denn sie lehrten ihnen „gut“ zu sein.

Noch war ja der Kampfgeist in den Herzen der alten Soldaten, und während die Wechsler und Händler wieder ihren Handel im Tempel trieben, suchten und fanden sie andern Kampf und andere Ehre: „Arbeit“!

Standen wortkarg am Schraubstock oder im Rontor hinter endlosen Zahlenreihen, so still, so ernsthaft und so voll von ihrem Gott, so voll von dem, was sie „gut“ nannten, wie sie einst, voll von Pflicht und Treue, in die blaue Nacht vom Schützengrabenauftritt über das rostige Drahtgewirr beim flackernden Scheine der Leuchtkegeln hineingeschaut hatten. Von den Militärs sahen sie so wenig, wie sie im Graben nichts von ihnen gesehen hatten. *A r b e i t*, das war jetzt ihr Kampf, die ganze Woche hindurch. Des Sonntags trieb es sie aber hinaus aus dem Lärm der Geschäftigen in die stille Einsamkeit. Dann waldsfahrteten sie in die Einsamkeit von Wald und Heide, wie ihre Vorfäter, so andächtig und so heilig, als wenn ein Priester das Kreuz Christi vor ihnen hertrüge, wandelten durch Gottes Welt, ihr eigenes Kreuz tragend. Denn sie fühlten sich als Verwalter des Erbes jener Kameraden, die für Deutschlands Zukunft fielen. So schreiten heute noch die alten Soldaten an ihren Feiertagen durch die wogenden Kornfelder, sprossenden Saaten, braunen Acker und halten *i h r e n* Gottesdienst. Denn der Himmel, der über ihnen blaut, in dessen Sterne sie so oft schauten, der ist *i h r e* Kirche geworden, die Gott selbst mit allen seinen Wundern schmückte.

Der Gott im Graben läßt die Soldaten niemals los und sie lassen nicht von ihm. Es ist der Gott des Kampfes, der Arbeit, der Pflicht, der Treue und der Güte, wiederauferstanden im Graben in den Seelen von Männern mit artrechten nordischen Herzen, auferstanden aus jenem Graben, dem größten Grab der Weltgeschichte. Denn noch niemals sahen die Mauern eines Klosters oder einer Kirche soviel Uneigennützigkeit, soviel Liebe und Opfer wie jene Lehmwände, zwischen denen Soldaten kämpfend, wachend, hungernd und blutend standen.

Das ist der Soldatengott aller jener artrechten deutschen Männer, die den Kampf bejahen, den Frieden lieben und denen Arbeit eine Ehre ist. Das ist jener Soldatengott, von dem der große König einmal jagte:

„Ich kenne Gott nicht, aber ich bete ihn an.“

Je mehr Männer diesen Soldatengott in ihren Herzen tragen, um so besser steht es um Deutschland. Und deshalb gebe uns der Gott der Schlachten in Krieg und Frieden:

„Soldaten!“

Denn wir sprechen mit *La Garde*:

„Sein wollen wie die Besten unter uns sind, heißt dem Ideale nachgehen, und nur diejenigen Menschen, welche diesem nachgehen, gelangen auch auf ihrem Wege dahin, Gott irgendwie zu finden.“

# Verschiedenes · Schrifttum

## Warum Hörspielscharen?

Von Hans Kriegler, Intendant des Reichs senders Breslau

Führende Persönlichkeiten haben immer wieder darauf hingewiesen, daß der Rundfunk keine Nachahmung von Bühne oder Konzertsaal, von Redaktionsstube oder gar Tonfilmatelier sei; und mit dieser Feststellung wurden dann die verschiedensten Anregungen und Ratschläge für eine arteigene Rundfunk-Kunst gegeben. Manche allerdings dachten sich diesen Weg sehr einfach und erklärten die Musik als das einzig Gegebene für den Rundfunk, obgleich gerade im Bereich des gesprochenen Wortes die größten Möglichkeiten für die Schaffung einer arteigenen Rundfunk-Kunst liegen.

Unermüdlich hat sich der Reichs sender Breslau um diese Kunst bemüht, und auch das letzte, große Hörspiel-Preisausschreiben ist von ihm ausgegangen, um wirkliche, eigens für den Rundfunk geschaffene Hörspiele zu erhalten.

Alle Hörenden und Sendenden wissen um den Unterschied zwischen Mikrophon, Schaubühne und Filmleinwand; aber die Folgerung aus dieser Erkenntnis hat sich beim Rundfunk längst noch nicht so klar durchgesetzt, wie es die Schaffung einer arteigenen Hörkunst fordert.

Theater und Film haben ihre Schauspieler, der Rundfunk hat seine Hörspieler, vielmehr — er sollte sie haben! Denn die „Hörspieler“, die heute vor den Mikrophonen der meisten Reichs sender erscheinen, sind gewöhnlich Schauspieler, die man vom Theater „entleiht“; sie bringen daher alle Angewohnheiten der Bühne mit in den Senderaum, halten den Rundfunk kaum für „ebenbürtig“, und „nehmen ihn nur mit“, um des Honorars willen. Der Reichs sender Breslau ist einen anderen Weg gegangen: Seit dem 15. August 1933 beschäftigt er eine Hörspielschar von zwanzig Mitgliedern; aus den „Schauspielern“ sind durch den dauernden Umgang mit dem Mikrophon wirkliche „Hörspieler“ geworden! . . . Und oft haben die Spielleiter, wenn sie für ein Hörspiel einen „Star“ von der Bühne verpflichtet zu müssen glaubten, nachträglich festgestellt, daß einer unserer Hörspieler die Aufgabe viel besser erfüllt hätte, — weil er mit Mikrophon und Senderaum viel vertrauter ist.

Was steht nun also im Wege, bei jedem unserer Reichs sender eine solche Hörspielschar zu verpflichten? . . . „Künstler darf man nicht anstellen! Sie müssen frei sein!“ sagen die einen, und „Die Hörer wollen nicht immer dieselben Stimmen hören!“ wenden die andern ein. Würde jedoch jeder der zehn Reichs sender zwanzig Hörspieler fest verpflichten, dann hätten wir zweihundert Hörspieler im deutschen Rundfunk, die man — ähnlich wie beim Theater — von Spielzeit zu Spielzeit untereinander austauschen könnte, um einen anregenden Wechsel von Stimmen zu schaffen. Damit wäre nicht nur zweihundert deutschen

Thermalquellen (44° C)  
Moorbäder

## Bad Warmbrunn im Riesengebirge

heilt  
Rheuma, Gicht, Ischias  
Frauenleiden, Altersstörungen  
Neues Badehotel Quellenhof  
ganzjährig geöffnet!

Schauspielern Arbeit und Brot gegeben, sondern man könnte auf diese Weise auch der Abwanderung wertvoller und entwicklungsfähiger Künstler aus der „Provinz“ in die großen Kulturzentren steuern, wo sie oft gar nicht oder wenigstens nur selten zu Geltung und Wirkung kommen. Im übrigen wollen die Hörer gar nicht den ständigen Wechsel der Stimmen; im Gegenteil: wenn eine wohlbekannte Stimme einmal eine Zeitlang nicht zu hören ist, dann kommen besorgte Anfragen, ob denn diese oder jener krank sei oder ob sie nur einen Urlaub . . . Wie das Theaterpublikum seine Lieblinge schätzt und gern immer wieder sieht, so hat auch die Hörerschaft des Rundfunks ihre Lieblingsstimmen. — Ja, aber . . . Man kann doch die Hörspieler nicht auf Lebenszeit und vielleicht gar noch mit Pensionsberechtigung anstellen?! . . . Ist auch gar nicht notwendig: auch beim Theater gibt es im allgemeinen nur Spielzeit-Verpflichtungen oder höchstens Jahresverträge. Wir in Breslau haben unsere Hörspiel-Gemeinschaft mit monatlicher Kündigung verpflichtet, und trotzdem — oder vielleicht gerade deshalb — sehen unsere Hörspieler in der Rundfunk-Kunst eine „Lebensstellung“. Gewiß, viele Kunstwerke und manche Höchstleistungen sind aus Hunger und Not geboren worden; aber mindestens ebensoviele und ebenso wertvolle sind erst durch die wirtschaftliche Förderung der schaffenden oder nachschaffenden Künstler entstanden. „Der Künstler muß frei sein!“ — jawohl, aber auch frei von der ständigen oder gar quälenden Sorge um das tägliche Brot!

Für die Schaffung unserer festen Hörspielgemeinschaft waren Erwägungen maßgebend, die sicherlich auch für jeden anderen Reichssender — außer für Berlin — gelten: die Theater draußen im Reich haben gewöhnlich nicht eine so große Künstler­schar zur Verfügung, daß der Rundfunk sich jederzeit die für ihn geeigneten Kräfte nach Belieben „ausleihen“ könnte; in jedem Fall sind mit dem Theaterleiter Verhandlungen notwendig, um diesen oder jenen Schauspieler für bestimmte Tage freizubekommen. Und da auch eine Bühne gewöhnlich mit Änderungen und Umstellungen rechnen muß, ergeben sich aus dieser gegenseitigen Abhängigkeit oft recht peinliche Verlegenheiten. Dem Reichssender Breslau war es dagegen sogar wiederholt möglich, dem Schauspiel mit Dialekt­sprechern und der Oper mit Sängerinnen auszu­helfen, die er seiner fest verpflichteten Hörspielschar entnahm.

Leinen- Sport- **Anzüge** || Valmeline- Gabardine- **Mäntel**

Sommerkrawatten und Hemden

**William Kramer, Breslau** Schweidnitzer Straße 38/40

achten ist der Bericht von Dr. P. Klein über „Kulturgeschichtsforschung durch Flurnamen“. Bei der Notwendigkeit wirklich brauchbarer Vorarbeiten über die Flurnamen Oberschlesiens, die eines der wesentlichsten Kriterien für die Entwicklung der Sprache bilden, kann man nur wünschen, daß ähnliche Arbeiten auch weiterhin und zwar möglichst systematisch durchgeführt werden. — Überrascht über den Reichtum Oberschlesiens an sehenswerten Denkmälern der Baukunst wird jeder sein, der den Aufsatz von G. Reimann, „Oberschlesische Kirchenbaukunst vom 16. bis 18. Jahrhundert“, mit den zahlreichen Bildwiedergaben liest. Welche Fülle von eigenartigen Bauten, die hier auf ober-schlesischer Erde, dem Kreuzungsfeld der verschiedensten Einflußkreise, entstanden sind! Eine stärkere Unterbauung der historischen Voraussetzungen der Kunstentwicklung in der behandelten Zeit in Oberschlesien würde viel zum Verständnis der rein kunstgeschichtlichen Entwicklung in diesem Lande beitragen. Im übrigen kann man auch hier nur eine möglichst intensive Weiterarbeit, ausgedehnt auch auf frühere Epochen und auf die übrigen Gebiete der Kunst, wünschen. — Zu den bedeutendsten Persönlichkeiten des ober-schlesischen Wirtschaftslebens im 19. Jahrhundert“ gehörte unstreitig der Oberschlesier Karl Godulla, über dessen Abstammung und Jugendzeit P. Franke in einem kurzen Artikel spricht. Bei dem historisch noch unklaren Bild, das bisher im Volke von Godulla herrschte, wäre eine ausführlichere Gesamtdarstellung seines Lebens sehr zu begrüßen. Schließlich seien hier noch erwähnt: der eindrucksvolle Nachruf für Karl Raisig, in dem Robert Kurpium die Verdienste des Verstorbenen um die Organisation des Büchereiwesens in Oberschlesien und um den Aufbau der deutschen Abwehrarbeit im Abstimmungskampf würdigt, — und der Artikel von M. Kreßer, der die Gestalt Hugo Regels, „eines vergessenen ober-schlesischen Dichters“ lebendig zu machen versucht. Das Heft beschließt der Gesamtbericht vom „Schlesischen Rundfunk im Jahre 1935“, in dem Intendant Hans Riegler ein Gesamtbild von der außerordentlich regen und umfassenden Tätigkeit des Senders zu geben verstanden hat.

Wem die eindrucksvollen Werke des ober-schlesischen Bildhauers E. Myrtek noch

in Erinnerung sind, die erst kürzlich wieder im Museum für bildende Künste zu sehen waren, der wird mit großer Anteilnahme den Nachruf lesen, den A. Schellenberg im Märzheft dem großen Toten (gestorben am 5. 11. 1935 zu Uthen) gewidmet hat. Die entscheidenden Kräfte sind aus dem Land seiner Geburt in Myrteks Kunst eingeströmt. Die ober-schlesische Erde trug ihr immer wieder neue Kräfte zu. Nun wird es an Oberschlesien sein, Myrteks Werk zu bewahren und lebendig zu erhalten. — In diesem Heft findet sich sodann einer der wesentlichsten historischen Beiträge, die seit langem im Oberschlesier gestanden haben: eine kritische Besprechung der kürzlich von der Krakauer Akademie der Wissenschaften herausgegebenen „Geschichte Schlesiens“ durch den hervorragenden deutschen Historiker in Prag Josef Pfißner. Mit dem Beitrag von J. Wojciechowski in diesem polnischen Sammelwerk hatte sich Pfißner bereits in den „Deutschen Heften für Volks- und Kulturbodenforschung“ (III. Jahrgang 1933) auseinandergesetzt. Hier werden nun die Beiträge von R. Srodecki über „die politische Geschichte Schlesiens bis zum Jahr 1290“ und von J. Dabrowski über „Die politische Geschichte Schlesiens in den Jahren 1290—1402“ kritisch untersucht und, wo es notwendig ist, berichtigt. Wegen der klaren und verständlichen Abgrenzung der deutschen und der polnischen Ansichten über wichtige Epochen der schlesischen Geschichte ist Pfißners Beitrag außerordentlich zu begrüßen. — Auf die Geschichte Schlesiens beziehen sich auch die Beiträge von R. Lorenz: „Schlußereignisse des 30jährigen Krieges im Reisser Lande“ (zusammengestellt aus einem Einquartierungsregister der Jahre 1648 bis 1650) und von E. Wellé-Vogt: „Aus dem Leben des Fürsten Alexander Joseph von Sulkowski“. Volkskundlich von großem Interesse und Wert ist der gut gearbeitete Beitrag von G. Schuh: „Das bodenständige Bauernhaus rechts der Oder“. (Mit zahlreichen Abbildungen, Lichtbildern.)

Am Anfang des April-Heftes weist W. Wiczorek in dem Beitrag „Tag der Heimat, Tag des Volkstums“ darauf hin, wie gerade in Oberschlesien der Volkstumsarbeit neben der volkspolitischen Bedeutung eine besondere grenzpolitische Aufgabe zukommt. — Mit einem bisher noch kaum be-

B a d  
Salzbrunn  
Schlesien  
Prospekt durch die Kurverwaltung

Katarrhe  
Asthma  
Zucker  
Nieren  
Gicht

achteten Schatz Oberschlesiens an Naturdenkmälern macht uns B. Goerth in seinem Artikel „Vergessene wertvolle ober-schlesische Parkanlagen“ bekannt. Oberschlesien besitzt eine große Zahl von diesen Parkanlagen, dabei viele von einer Ausdehnung, wie sie in anderen Provinzen nur selten zu finden sind. Der seltene Baumbestand, der sich bis auf den heutigen Tag noch in diesen Anlagen erhalten hat und die kostbaren Pflanzensätze, die in den Gewächshäusern aufbewahrt wurden, zeigen, welche Sorgfalt und Mittel einst für diese Anlagen aufgewandt wurden. Die zahlreichen Bildbeigaben lassen viel von der Schönheit und prachtvollen Untergestaltung ahnen, die sich hier noch im Schatten der alten Herrensitze erhalten hat. — In die Lebensbeziehungen zweier für die Geschichte Oberschlesiens sehr bedeutender Männer, nämlich des Raudener Arztes Dr. Julius Roger und des Dichters Hoffmann von Fallersleben geben die in diesem Heft von A. Perlick veröffentlichten Briefe einen sehr aufschlussreichen Einblick. Bekanntlich haben diese Männer das Verdienst, zahlreiche ober-schlesische, polnische Volkslieder gesammelt und in die deutsche Sprache übertragen zu haben. Die Briefe geben ein lebendiges Bild von dem freundschaftlichen und wissenschaftlichen Verkehr der Beiden und lassen gleichzeitig die Methode des Übersetzens erkennen, mit der sie das ober-schlesische Liedgut erschließen und weiteren Kreisen zugänglich machen halfen. Wertvoll ergänzt wird diese Veröffentlichung durch die von L. Chrobok besorgten „Übertragungen Rogerscher Lieder von Hoffmann von Fallersleben in der Breslauer Stadtbibliothek“.

Wie in früheren Jahren, so sind auch jetzt wieder die Hefte durchsetzt von zahlreichen Gedichten, Novellen und Erzählungen, die für den Reichtum Oberschlesiens an schöpferischen Kräften ein gutes Zeugnis ablegen und zudem das Lesen in den Hefen sehr unterhaltsam und abwechslungsreich machen. Von den vielen Namen seien hier nur die folgenden genannt: Gertrud Aulich, E. H. Gottschalk, Hermann Falk, G. Hauptstok, J. Scholz, Luise Meinerke-Trull, P. Neck, E. Ronietny, E. Maxis, H. Richter, G. Peinemann.

**Der geöffnete Ring.** Naturbetrachtungen von Hans Bernhard Pauffer. Verlag Franz Görlich, Breslau.

„Der geöffnete Ring“ schwebt als Sinn- und Mahnzeichen über dem Geist dieses Buches. Das magnetische Mittelfeld dieses Ringes soll der Mensch ausfüllen, der zur kommenden, geistlerleuchteten Naturverbundenheit vorzustößen vermag. — Hanns Bernhard Pauffer zeigt, indem er uns in dem Aufsatz über die feinaulichen Richtkräfte als Seele des Seins in die Zusammenhänge von Geist und Natur hineinführt, die Richtung einer Naturwissenschaft der Zukunft. Kategorisch wird eines Tages das „Entweder-Oder“ vor die alte Naturwissenschaft treten, die heute noch das „Ewige mit Rechenkunststücken verspottet, oder gleich einem Harlekin der Verlegenheit das Gnadengeschenk des Ewigen umtanzt, nur aus Freude am eigenen Kleid.“

Am Bilde des wachsenden Kristalls offenbart sich dem mit der Seele Schauenden das Wirken eines im Urplane der Schöpfung waltenden Gottesgeistes. Gelingt es dem modernen Bewußtsein, Geist und Seele, die beiden Gesellen des Weltbaumeisters, wieder zu verbinden, so wird die Naturwissenschaft „zu dem innerlichen Gliedbau der Allseele vordringen, in der jene Lebensschwingung steckt, die einzig und allein es lohnenswert macht, sich mit dem wunderlichen Kraftgefüge toter Substanz zu beschäftigen.“

Mit ähnlicher Überzeugungskraft weist Pauffer auf den Grundsatz „Gemeinnutz geht vor Eigennutz“ als das Grundgesetz einer biologischen Politik nach, die den Gehorsam der Stimme der Natur gegenüber wieder im Menschen zu erwecken vermag. So führen uns die einzelnen Kapitel dieses Buches

#### Geschäftliches.

(Außer Verantwortung der Schriftleitung.)

Diesem Heft liegt ein Prospekt der Firma Miko, Inh. Hanns Strunz, Breslau, Kaiser-Wilhelm-Straße 12, bei, den wir unseren Lesern zur besonderen Beachtung empfehlen.



Altertümliche Bergstadt  
Aufstrebende Sommerfrische  
Eintallstörz.d.Felsenwandern  
von Adersbach u. Wekelsdorf  
Auskunft und Prospekte:  
**Verkehrsamf, Ruf 410**

# Hain

im Riesengebirge. 550—1250 m  
Riesengebirgsmitte  
Ruhe · Sonne · Erholung  
Waldschwimmbad · Liegewiesen  
Bequem erreichbar  
mit der Hirschberger Thalbahn  
Prospette in allen Reisebüros

durch die mannigfaltigen Reiche der Natur. Immer leuchtet der geöffnete Ring hinter den Geheimnissen und man fühlt und weiß, daß er das ewige Siegel ist, den Menschen ständig daran zu mahnen, daß nur er allein den Ring schließen kann. S. Gr.

**Altgermanische Überlieferungen in Kult und Brauchtum der Deutschen.** Von Georg Buschan. J. F. Lehmanns Verlag, München.

Georg Buschan hat uns mit dieser Arbeit ein umfassendes Quellenbuch über altgermanisches Brauchtum geschenkt. Es dürfte wohl keine Überlieferung geben, die hier nicht ihre Deutung gefunden hat. Trotz der im Laufe der Jahrhunderte stattgefundenen kirchlichen Umdeutung und Umwertung germanischer Kulte ist heute bisweilen noch im Volke — wenn auch mehr oder weniger unbewußt — die Beziehung zu dem Naturglauben wirksam. Alles das, was heute oft als Aberglaube belacht wird, ist ja nichts anderes als der entstellte und verstümmelte Rest einer natürlichen Offenbarung des Göttlichen, wie sie dem altgermanischen Menschen zuteil ward. Buschan gibt eine klare Übersicht über die germanische Götterwelt und den ihr heiligen Tieren und Pflanzen und schildert anschaulich die heidnischen Opfer, unter denen besonders die Menschenopfer Beziehung zu fernen Kulturen schaffen. Aufschlußreich sind auch seine Darstellungen über die Anfänge der Astronomie der Germanen, die ohne Mathematik und Fernrohr, nur auf eine tiefgründige Naturbetrachtung gestützt, zu einer genauen Abgrenzung des Jahres gelangten. In aufschlußreicher Weise gibt ferner das Buch Antwort auf die Frage nach der Herkunft der Runen, der Namen der Monate und Wochentage, der Jahresfeste, kurz es belehrt uns über alles, was im täglichen Leben an heidnischem Brauch lebendig ist und war. Das Buch wird wesentlich dazu beitragen, das Bild vom germanischen Menschen zu runden.

S. Gr.

**Kämpfer für Deutschlands Wiedergeburt.**  
Mit Zeichnungen von Walter Kosch.  
Kartoniert 0,60 RM.

**Hans Henning Freiherr Grote: Leuthen.**  
Mit 6 Abbildungen nach Originalen von Adolf Menzel. Kartoniert 0,40 RM. Verlag B. G. Teubner, Leipzig/Berlin, 1935. 1936.

In dem bekannten Schulbuchverlag B. G. Teubner erscheint die aufschlußreiche Schriftenreihe „Deutsches Ahnenerbe“. Sie enthält Lesestoffe für den Deutsch- und Geschichtsunterricht. Diese Bändchen verdienen aber auch außerhalb der Lehranstalten größte Beachtung. Ihre lebendige Erzählform kann viele anregen. Mancher findet sicher durch die Auswahl eines solchen Heftes den Weg zur eingehenden Beschäftigung mit den darin berührten Fragen. Außerdem ist es sehr zu begrüßen, daß man auf so engem Raum das Wesentliche zusammen findet.

Das gilt in starkem Maße von der Aufsatzreihe „Kämpfer für Deutschlands Wiedergeburt“. Das innerpolitische Ringen des Nationalsozialismus um Ehre und Freiheit ist darin überaus lebendig gestaltet. Die besten Kräfte der Bewegung kommen zu Wort. Hitlers Bericht von der Verkündung des Programms leitet das Büchlein ein. Den 9. November 1923 gestaltet Alfred Rosenberg als erschütternde Tragik. Dann erleben wir den offenen Kampf der SA, den heldischen Einsatz Horst Wessels und den unaufhaltsamen Aufstieg bis zum 30. Januar 1933. Goebbels, Thor Sooto und Felix Riemkasten seien mit ihren Beiträgen besonders hervorgehoben. Das Ganze klingt wichtig aus in dem Kampflied von Dietrich Ekkart „Deutschland erwache!“

Für uns Schlesier ist von großem Wert, daß auch ein Abschnitt aus Waldemar Glasers Buch „Ein Crupp SA“ wiedergegeben wurde. Mitreißend ist darin der Kampf gegen die Kommune dargestellt. Und bei aller Tragik des blutigen Streites leuchtet daraus echte Zuversicht.

Solch heldischer Geist erfüllt auch das Büchlein über „Leuthen“. Anschaulich schildert hier der Erzähler diesen gewaltigen Sieg des großen Königs. Die verzweifelte Lage Breslaus leitet den Bericht ein. Wie anders ist der Geist bei den Soldaten, die Friedrich befehligt. Die aufmunternde Rede von Parychwiß, die taktisch genialen Angriffe

**Für den Sommer!**  
**Seidenstoffe ~ Waschstoffe ~ Wollstoffe**  
**Breslau, Schweidnitzer Straße 1, am Ring**



des Kampftages und das überraschende Eintreffen in Deutsch Pissa erleben wir in packenden Einzelbildern. Die Wortwahl ist bisweilen nicht so knapp und eindringlich, wie wir es bei einem preussischen Heeresbericht erwarten sollten. Aber der Verfasser wollte ja das Geschehnis der Jugend nahe bringen. Und das ist ihm gelungen.

Die prachtvollen Holzschnitte Menzels sind harmonisch eingefügt. Der niedrige Preis des Bändchens führt hoffentlich dazu, daß es recht viele Schlesier erwerben. U. W.

**Ernst Schenke: Dorf der Ahnen, 1935.** Verlag E. Heege, Schweidnitz, kartoniert.

Ernst Schenke zeichnet in seinem neuen Buche in Gedichten und Kurzgeschichten treffend das Wesen des schlesischen Bauern. Alle Begebenheiten aus dem Leben der Dorfbewohner, von der Kindheit an bis ins hohe Alter, werden in launiger Weise festgehalten. Von völkischem Wert ist die Feststellung, daß geheiligte Gebräuche unserer Vorfahren noch heute im bäuerlichen Brauchtum lebendig sind, unbewußt durch Jahrtausende bewahrt, haben sie sich im deutschen Bauern erhalten. Es ist das Verdienst Ernst Schenkes, mit liebevoller Sorgfalt diese altüberkommenen Sitten wieder aufgedeckt und zusammengetragen zu haben.

Dieses Buch kann ohne Zweifel als ein wichtiger Beitrag zur Erforschung des Lebens unserer Ahnen angesehen werden. Denn so, wie unsere Vorfäter lebten und dachten, so lebt auch heute noch das urwüchsigste Bauerngeschlecht im Dorfe seiner Ahnen.

**Reise nach Sagan.** Schlesische Novellen von Traud Gravenhorst. Verlag: Wilh. Gottl. Korn, Breslau.

Wie viele bekannte Namen gleiten oft an uns vorüber, ohne daß wir ahnen, welch ein herber Duft sie umgibt, welch ein Schicksal an ihnen haftet. So hören wir Schlesier bisweilen den Namen „Schaffgotsch“ oder — auf der Reise — den Ortsnamen „Sagan“. Zwei Namen, die von nun an tieferfüllte Poesie aufklingen lassen, wenn wir uns in die beiden Novellen von Traud Gravenhorst versenken haben. In der ersten dieser beiden

historischen Novellen wird das tragische Schicksal des Wallensteinischen Reitergenerals Hans Ulrich von Schaffgotsch zum Erlebnis. Die „Reise nach Sagan“ führt uns in das dort heute noch stehende Barockschloß, wo in entzückender Kleinmalerei es der Erzählerin gelingt, das in diesen Räumen längst verklungene, ausgeruhete Leben vor unseren Augen visionär erstehen zu lassen. S. Gr.

**Lothe Storch: Julie v. Trach.** Roman. Neuer Buchverlag, Dresden A. 1. Ganzleinen 3,50 Reichsmark.

Die alte Geschichte vom Werden und Wachsen eines jungen Menschen, hier ist sie neu erzählt. In ungebundener Freiheit mit dem Boden der Heimat verwachsen, verbringt Julie v. Trach ihre Kindheit im Schlosse ihrer Väter als ungekrönte Königin in ihrem Reich, bis eines Tages die rauhe Wirklichkeit jäh ein Ende macht mit all dem, was das Traumland ihrer Kindheit war. Das Leben ist hart und nichts für Träumer. Aber hier zeigt sich die Kraft, die die Heimat ihren Kindern gibt; die Kraft, die durch Irrungen und Zweifel hindurch alle Widerwärtigkeiten überwinden hilft und den endgültigen Sieg verleiht. Unbewußt führt sie den Menschen hinein in den großen Kreis des Lebens, und immer wieder stärkt sie ihre Getreuen im Kampfe. Dieses Lied der Heimat sollte nie verklingen.

**Erich Hoinkis: Troovölker und Monnsbilder.** 50 Gedichte in schlesischer Mundart. Flemmings-Verlag, Breslau-Dt. Pissa. Geh.

Erich Hoinkis, der bekannte schlesische Heimatdichter, zeichnet in diesem Gedichtband „Troovölker und Monnsbilder“, wie sie eben nur in Schlesien zu Hause sind. Urwüchsig und ungekünstelt, manchmal etwas derb, so steht er vor uns, der prächtige, knorrige Menschenschlag. Durch das ganze Buch leuchtet der dem Schlesier so eigene Humor, der ihn in keiner Lebenslage verläßt. Ein Buch, das verdient auch über Schlesien hinaus bekannt zu werden, weil es dazu angetan ist, in seiner humorvollen Beschwingtheit die Wesensart des Schlesiers den anderen deutschen Stämmen näherzubringen. S. Slg.

**Bad Fürstener**

bei

**Herz-, Nerven-, Nieren-, Rheuma- u. Frauenleiden**

**Spezialbad bei Drüsen-Erkrankungen. insbes. Basedow. 28-tägige Pauschekur 255.— RM. Vergünstigungskur 215.— RM. Hausrinkkuren mit der berühmten Eugenuelle (einzigartige Arsen-Eisenquelle) u. der radioaktiven Gottholdquelle Prospekte durch die Kurverwaltung u. Reisebüros!**  
**In eig. Regie: „Kurhotel Fürstenhof“**



**Lincolnton-Lobenstein-Tafelberg**  
 Seehöhe 375 m  
 Fernspr. 229

Ruhige Sommerliche, bezaubernde  
 Landschaft, laden ein zum Besuch!

**Besucht**  
**Schweidnitz**  
 die Stadt des großen Preußenkönigs, die Heimat des  
 unvergessl. Filiegerhelden, Manfred Freiherrn v. Richthofen  
 u. die Geburtsstadt des Nationalsozialismus in Schlessien

**Hans Schwarz. Ein Totentanz.** Verlag: Wilhelm Gottlieb Korn, Breslau. Gebunden. 1936.

Wieder hat Hans Schwarz sein Können und die Kraft seiner Verse unter Beweis gestellt. „Ein Totentanz“ nennt er sein neuestes Werk. Nichts Erschreckendes, nichts Beunruhigendes, unendlich sieghaft gleitet alles Menschliche zurück. Visionär sieht der Dichter den Tod nur als Freund, als Bruder, läßt er die Menschen den Tod erwarten als den Rücker der neuen Willens. In geglückter Formgebung sind die Verse seelisch durchfühlt und das Gesagte durchdacht. Innerlich befriedigt legt man dieses Buch, das man immer wieder lesen kann, aus der Hand.

S. Flg.

**Prof. Dr. R. Olbricht: Unser schönes Görlitz.**  
 Bilder aus der Geschichte der Stadt und der Heimatlandschaft. Verlag: Dr. Fritz Bokämper, Görlitz. Geheftet.

Der Verfasser, der uns durch seine Aufsätze in den Niederschlesischen Heimatsheften und vor allem durch seine im Hirt-Verlag erschienene Landeskunde „Schlesien“ schon bekannt ist, hat es sich zur Aufgabe gemacht, eine heimatkundliche Abhandlung zu schaffen, die den heutigen Anforderungen gerecht wird. Auf allen Gebieten: Geschichtlich, erdkundlich, vorgeschichtlich und kulturell hat er mit viel Sorgfalt alles Wissenswerte zusammengetragen. Durchaus volkstümlich, durch zahlreiche Bilder und Skizzen, Fotos veranschaulicht, wird das Büchlein dazu beitragen, die Liebe zu unserer schlesischen Heimat zu wecken

und darüber hinaus der schönen Schlesiern-Stadt Görlitz und seiner Umgebung neue Freunde schaffen.

S. Flg.

**Erich Wörbs. Flammen über Schlessien.** Erzählungen. 1936. Verlag: Hoffmann & Reiber, Görlitz.

In dem Bändchen „Flammen über Schlessien“ stellt Erich Wörbs eine Reihe Erzählungen zusammen, die die tiefinnerliche Art des Schlesiern und seine Verbundenheit zum Heimatboden hervorheben. Wenn er uns auch Einzelschicksale vor Augen führt, so steht doch über allem die schlesische Volksseele mit ihrem zähen Ringen nach Licht und Erkenntnis. Es ist der schlesische Mensch, der uns entgegentritt, mit seinem Hang zur Mystik, wie der Görlitzer Schuster Jacob Böhme, wie der unruhvolle Christian Günther. Es ist die schlesische Erde, die ihren Menschen festhält und alles Fremde und Unreine von selbst wieder ausschleidet. Wenn man dieses Büchlein aus der Hand legt, glaubt man, Einsicht gehalten zu haben in die alte schlesische Heimatseele. Und vor allem dem Nichtschlesier, der einen Einblick in diese Seele gewinnen will, sei darum dieses Werkchen besonders empfohlen.

S. Flg.

**Geschäftliches.**

(Außer Verantwortung der Schriftleitung.)

Diesem Heft liegt ein Prospekt: „Reefings Archiv der Gegenwart“, Berlin-Wilmersdorf, bei, den wir unseren Lesern zur besonderen Beachtung empfehlen.